

Ordnungskonstruktion und ihre ethnomethodologische Analyse

WERNER J. PATZELT

1. GEGENSTAND UND FRAGESTELLUNG

Wie ist soziale Ordnung möglich? Und wie politische Ordnung? Das sind Grundfragen der Soziologie und Politikwissenschaft. Wie in diesem Band vor Augen geführt, lassen sich empirisch fundierte Antworten anhand von zwei – miteinander verkoppelbaren – Forschungszugriffen erarbeiten. Im einen geht es darum, welche Rolle „Transzendenzreurse“ – verstanden als „Reurse auf Transzendentes“ – bei der Konstruktion politischer Ordnung spielen.¹ Beim anderen geht es um eine Detailanalyse jener konkreten Prozesse, in denen soziale – und somit auch politische – Ordnung hervorgebracht, stabilisiert, verändert und destruiert wird. Der Entfaltung einer für beide Forschungszugriffe nützlichen Theorieperspektive – jener der Ethnomethodologie und zumal der ethnomethodologischen Spieltheorie – dient dieses Kapitel.

Obwohl im Folgenden nicht unmittelbarer Gegenstand der Analyse, sondern gleichsam den Hintergrund aller theoretischen Überlegungen und empirischen Untersuchungen dieses Bandes abgebend, muss vorab auf Organisationen und Institutionen sowie deren zentrale Rolle für jegliche soziale und politische Ordnung hingewiesen werden.² Gerade wenn man „soziale Ordnung“ oder „politische Ordnungsstrukturen“ als Sammelbegriffe für einen nachhaltig verfestigten Aggregatzustand sozialer Wirklichkeit verwendet, sollte nämlich klar sein, dass den tatsächlich „harten Kern“ solcher Wirklichkeit nichts Anderes als Organisationen und Institutionen darstellen. Sie sind soziale Strukturen, die aus verlässlich aufeinander bezoge-

-
- 1 Siehe hierzu das Kapitel „Transzendenz, politische Ordnung und beider Konstruktion“ in diesem Band.
 - 2 Zur hier verwendeten Institutionentheorie siehe, mit weiteren Literaturnachweisen, vor allem W. J. Patzelt 2012, S. 9-45; und – mit konkreter politikwissenschaftlicher Anwendung – W. J. Patzelt 2012a, S. 47-110.

nen Handlungen sowie, diesen vorgelagert, aus verlässlich aufeinander bezogenen Sinndeutungen bestehen. Als stabile „Gebilde interdependenter Handlungen“ beruhen sie auf wechselseitiger „Erwartungssicherheit“ in sowohl dem Sinne, dass in dieser und jener Situation bestimmte Handlungen erfolgen bzw. gerade nicht erfolgen, als auch dahingehend, dass die Anwesenden in einer bestimmten Situation – in einer anderen aber nicht – genau diese (und keine anderen) Erwartungen hegen. Dabei gehen Institutionen an Stabilität über Organisationen noch darin hinaus, dass sie ihre Geltungsansprüche und Ordnungsprinzipien, zumal ihre Leitideen bzw. Leitdifferenzen sowie ihre Grundregeln, auch noch symbolisch zum Ausdruck bringen und dadurch in „emotionale Tiefenschichten“ ihrer Akteure und Adressaten eintragen. Dann *weiß* beispielsweise ein Kommunist nicht nur um die historische Sendung seiner Partei, sondern *fühlt* sich ihr und ihren Symbolen – rote Fahne, Internationale, Ikonen der „Klassiker“ ... – auch innerlich stark verpflichtet. Womöglich entstehen gar Empfindungen religiöser Dimension, wenn als Vertreter seiner Institution zu agieren in Lebensgefahr bringt.

Derartige – unschwer als „Lust auf Transzendenz“ erkennbare – emotionale Bindung an Sozialgebilde erlaubt es besonders gut, ja motiviert auch dazu, diese Gebilde zu verstetigen, in Krisenzeiten stabil zu halten sowie über den Generationenwechsel ihrer Mitglieder hinweg auf Dauer zu stellen.³ Auf diese Weise wird es möglich, dass Organisationen, insbesondere aber Institutionen, viele Jahrzehnte, gar mehrere Jahrhunderte lang die Mitgliedschaft all jener Menschen überleben, die sie je getragen haben. Das gilt für Armeen nicht anders als für Verwaltungsbehörden, für politische Parteien wie für Traditionsunternehmen, und für religiöse Orden ebenso wie für Parlamente. In allen diesen Fällen kehrt sich das – meist asymmetrisch wechselwirkende – Verhältnis zwischen Individuum und Sozialgebilde nachgerade um: Die Organisation oder Institution wird zum *Prägefaktor* jener, die in sie eintreten – und ist gerade nicht, wie ein vergänglicher Freundeskreis oder eine kurzlebige Bürgerinitiative, nur das *Geschöpf* ihrer Mitglieder. Doch natürlich bedürfen auch jene festen Sozialgebilde der andauernden Neuhervorbringung und des stetigen in-Geltung-Haltens ihrer Regeln und Praxen. Nur wirkt dergleichen in der „natürlichen Einstellung des Alltagsdenkens“ der meisten ihrer Mitglieder und Adressaten „uninteressant“.⁴ Das gilt umso mehr, je länger eine Organisation oder Institution bereits besteht: für desto selbstverständlicher wird sie nämlich gehalten. Sie mag Neumitgliedern und Ehemaligen, Freunden und Gegnern dann gar wie eine

3 Eben die – mit Wandel einhergehende – Sicherung der Stabilität und Form von Sozialgebilden über den Generationenwechsel ihrer Mitglieder bzw. Träger steht im Mittelpunkt der Analysen des Evolutorischen Institutionalismus. Siehe zum hier einschlägigen Begriff der Generation und des Generationenwechsels insbesondere W. J. Patzelt 2007b, S. 148-150.

4 Siehe hierzu – mit weiteren Verweisen – W. J. Patzelt 1987, S. 36f. Zum Zusammenwirken von Alltagsdenken, Alltagswirklichkeit und Alltagswelt siehe ebenda, S. 42-53.

„Naturtatsache“ erscheinen, wie ein „fait social“, das man – nach Durkheim – als „choses“ behandeln und untersuchen sollte.⁵ In solchen Fällen sind „Gebilde interdependenter Handlungen“ zum wirklich *sehr* harten Kern sozialer Wirklichkeit geworden. Und mehr noch: Jene Geltungsansprüche und Ordnungsprinzipien, die solche Institutionen behaupten, sowie jene „Unverfügbarkeiten“, die sie voraus- oder durchsetzen, mögen dann auch ihrerseits wie „Naturtatsachen“ erscheinen, die einfach „sind“ und deshalb weder hintergangen werden können noch hinterfragt werden sollten.

Die hinsichtlich solcher Ordnungsformen zu beantwortende Frage lautet nun: Wie vollzieht es sich, dass so feste Sozialgebilde, so harte Kerne von sozialer und politischer Wirklichkeit überhaupt zustande kommen? Wie – und unter welchen Bedingungen – ist zumal politische Ordnung „machbar“? Und welche Rolle spielen bei derartiger *Verfestigung* sozialer Wirklichkeit insbesondere Behauptungen über „Unverfügbares“, über „persönlichen Dispositionsmöglichkeiten Entzogenes“, über „in aller Selbstverständlichkeit dem eigenen Denken, Deuten und Handeln zu Grunde zu Legendes“? Darauf empirisch fundierte Antworten aus der Warte einer übergreifenden Theorie zu geben, die in detaillierten empirischen Studien weiter überprüft und verfeinert werden können, ist die Domäne der Ethnomethodologie.⁶

2. WAS IST ETHNOMETHODOLOGIE?

2.1 Ethno-methodo-logie und die Vielfalt von „Ethnien“

Keineswegs ist Ethnomethodologie das, was ihr Name zunächst nahelegt: eine besondere „Methodologie“, deren Spezifikum vom Präfix „Ethno-“ bezeichnet würde. In die Irre führt es zumal, sich die Ethnomethodologie als eine besondere Metho-

5 Emile Durkheim (1988, S. 108) formulierte als Maxime der Soziologie: „La première règle et la plus fondamentale est de considérer les faits sociaux comme des choses.“

6 Entwickelt wurde sie in den 1950er Jahren in den USA von Harold Garfinkel, Aaron V. Cicourel, Harvey Sacks und anderen. Gut fassbar über zentrale Textsammlungen wie H. Garfinkel (1967) und A. V. Cicourel (1964), wurde sie bald auch in Großbritannien und Deutschland bekannt, später in Frankreich, und ist inzwischen ein Standardthema soziologischer Universitätslehre. In der Praxis ähnelt sie aber bis heute eher einer „analytischen Mentalität“ oder einer „Analysebewegung“ als jenem systematischen Forschungsunterfangen, zu dem sie der Autor schon vor mehr als zwei Jahrzehnten machen wollte. Einen vollständigen Überblick über die Quellen der Ethnomethodologie sowie einen sehr umfassenden Bericht über ihren Forschungsstand bis zum Beginn der 1980er Jahre gibt W. J. Patzelt 1987; Verweise auf wichtige seither erschienene Überblicksdarstellungen finden sich in W. J. Patzelt 2007a und 2010. Weitere Einführungen in die Ethnomethodologie geben etwa H. Mehan/H. Wood 1975, E. Weingarten/F. Sack 1979, K. Leiter 1980, G. Button 1991, J. E. Krieger 1998, A. Coulon 1999, J. Heritage 2008 und J. Bergmann 2010. Im Internet gibt es inzwischen gar nicht wenige der Ethnomethodologie und ihrem Schrifttum gewidmete Websites.

denlehre der Völker- oder Volkskunde, der Kulturanthropologie oder der qualitativen Sozialforschung vorzustellen.⁷ Man kommt dem Gemeinten auch nicht wirklich näher, wenn man sie als eine „Methodologie“ zu verstehen versucht, mit der eine spezielle ethnische Gruppe eines ihrer Alltagsprobleme löst, etwa die ihr verfügbaren Pflanzen in Gestalt einer „Ethnobotanik“ klassifiziert oder die sie befallenden Krankheiten in Form einer „Ethnomedizin“ systematisiert und mit passenden Heilpraktiken koppelt.⁸ Vielmehr ist die korrekte „semantische Interpunktion“⁹ dieses Forschungsansatzes nichts Anderes als „Ethno-methodo-logie“. Dann erschließt sich auch, dass die Ethnomethodologie eine der Psycho-„logie“ oder Geo-„logie“ entsprechende „-logie“ jener *Methoden* ist, die von kompetenten Mitgliedern einer „Ethnie“ dazu verwendet werden, die von ihnen wechselseitig in Rechnung gestellte und ihren gemeinsamen Handlungen zugrunde gelegte Wirklichkeit bzw. soziale Ordnung mitsamt den sie hervorbringenden Regeln aufzuzeigen, zu deuten, in Geltung zu halten und weiterzugeben – oder sie eben zu verändern bzw. zu zerstören.

Eine Ethnie im ethnomethodologischen Sinn ist also gerade keine „ethnische Gruppe“,¹⁰ sondern – in ganz formaler Begriffsverwendung – eine solche Gruppe von Menschen, die *gemeinsame* soziale Wirklichkeit, einen „gemeinsamen Handlungsraum“¹¹ aufrechterhält und benutzt, was sie von *anderen* Ethnien mit anderer

- 7 Dieses Missverständnis geht nicht zuletzt auf A. V. Cicourel (1964) zurück, der dort eigentlich nur eine „spezielle Ethnomethodologie“ entfaltete, doch so den bis heute nachwirkenden Verständnisrahmen für das viel breiter angelegte andere frühe Referenzwerk schuf, nämlich H. Garfinkel (1967). Diese missweisende Ausschilderung wirkt bis heute dahingehend nach, dass man immer wieder Kapitel über die „Ethno-Methodologie“ in Lehrbüchern der Qualitativen Sozialforschung oder in Handbüchern zu Forschungsmethoden findet, etwa in U. Flick et. al. 2010.
- 8 Tatsächlich wird die Ethnomethodologie immer wieder auch in dieser Weise engführend (miss-)verstanden, wozu nicht zuletzt markante Formulierungen Harold Garfinkels beitrugen; siehe etwa in H. Garfinkel (1967) die Agnes-Studie (dort findet sich auf S. 180f. sogar die Formulierung „Agnes, the practical methodologist“) und die Geschworenen-Studie, desgleichen die dortige Einleitung „What is ethnomethodology?“ (H. Garfinkel 1967, S. 1-34). Allerdings suchte auch Harold Garfinkel später jenem Missverständnis zu wehren und schlug vor, den neuen Ansatz „Neopraxeologie“ zu nennen, was dem tatsächlich Gemeinten durchaus näher kommt.
- 9 Siehe hierzu P. Watzlawick 2006.
- 10 Weil der Begriff der Ethnie auch in Disziplinen wie der Völkerkunde oder Bevölkerungssoziologie verwendet wird, empfiehlt sich über Klärung des jeweiligen Kontexts hinaus eine sprachliche Markierung des konkreten Verwendungszusammenhangs. In der üblichen Betonung des Worts auf der ersten Silbe als „Éthnie“ mit getrenntem „i-e“ ist von Völkerschaften die Rede, in der davon abweichenden Betonung auf der zweiten Silbe mit obendrein langem -i wie in „Melodie“ hingegen von Ethnien im ethnomethodologischen Sinn. Entsprechend wird dann auch von „Ethno-Methoden“ nicht im Sinn von „Gebräuchen fremdartiger ethnischer Gruppen“ gesprochen, sondern von Methoden, die zur Erzeugung bzw. Aufrechterhaltung der speziellen sozialen Wirklichkeit einer beliebigen Ethnie benutzt werden.
- 11 Hierzu siehe G. Göhler 1997 sowie zur Verbindung dieses Konzepts mit der ethnomethodologischen Theorie W. J. Patzelt et al. 2005.

sozialer Wirklichkeit sowie einem anderen gemeinsamen Handlungsraum unterscheidet. Eine Ethnie in *diesem* Sinn sind die Teilnehmer einer religiösen Liturgie oder die Mitglieder einer musizierenden Chorgemeinschaft,¹² eines Swingerclubs oder einer islamistischen Terrorzelle. Ein „kompetentes Mitglied“ (auch: ein „kultureller Kollege“)¹³ in einer derartigen Ethnie ist jemand, der die in einer solchen Gruppe als selbstverständlich gehandhabten Wissensbestände und Deutungsmuster, Regeln und Handlungsfertigkeiten geläufig anwenden kann, dergestalt „kompetente Reaktionen“ auf die Aktionen eines anderen zu vollziehen vermag und dergleichen auch routinemäßig unternimmt. Eben dadurch werden wechselseitige Erwartungen („Hintergrunderwartungen“¹⁴) immer wieder erfüllt, wodurch sich das Miteinander verstetigt und es möglich wird, feste Rollenstrukturen aufzubauen. Derlei wird in der Ethnomethodologie als ein „Reflexivitätsprozess“ bezeichnet: Die (Zwischen-) Ergebnisse der Hervorbringung sozialer Wirklichkeit wirken auf die Voraussetzungen und Durchführungsmittel solcher Hervorbringungsprozesse zurück und stabilisieren sich eben dadurch soweit, dass auf ihnen weitere Ergebnisse wirklichkeitskonstruktiver Handlungen aufgeschichtet werden können.¹⁵ Die ethniespezifischen Hintergrunderwartungen entsprechenden Handlungen sind es nämlich, welche die zunächst einmal nur *unterstellten* „gemeinsamen Selbstverständlichkeiten“ – etwa einer Glaubensgemeinschaft oder Partei – zu belastbaren „sozialen Tatsachen“ machen, auf die man sich für alle praktischen Zwecke¹⁶ verlassen kann. Gerade solange, wie dies routinemäßig gelingt, entstehen und bestehen soziale Rollen, Rollenstrukturen sowie ganze Organisationen, die später durch symbolische Darstellung ihrer Geltungsansprüche und Ordnungsprinzipien auch noch weiter verfestigt werden können, nämlich zu Institutionen.¹⁷

Gewiss kann man in *unterschiedlichen* Ethnien sowie in den sie gegebenenfalls zu festen Sozialgebilden machenden Organisationen kompetentes Mitglied sein: Geschäftsführer einer Firma am Tag und Dauergast eines Internet-Chatrooms in der Nacht, Gottesdienstbesucher am Sonntagvormittag und Orchestermusiker am Sonn-

12 Eine alltagssprachlich gehaltene, nicht-technische und dennoch durch und durch ethnomethodologische Analyse lokal-situativer Wirklichkeitskonstruktion beim Chorsingen gibt W. J. Patzelt 2005.

13 Zu diesem Konzept siehe W. J. Patzelt 1987, S. 59-61. Der Gegenbegriff ist der des „kulturellen Außenseiters“.

14 Hierzu siehe W. J. Patzelt 1987, S. 56-59 sowie unten in diesem Text.

15 Siehe W. J. Patzelt 1987, S. 66-71.

16 „Für alle praktischen Zwecke“ ist eine sehr oft wiederkehrende Ethnomethodologenformulierung. Sie zeigt im jeweiligen Kontext an, dass in oder an der sozialen bzw. politischen Wirklichkeit nichts „an sich“ so und nicht anders ist oder gehandhabt wird, sondern alles seinen Platz und seine Ratio nur im Rahmen einer spezifischen Situation, im Licht besonderer Interessen sowie im Dienst bestimmter Handlungen besitzt.

17 Siehe zu dieser institutionsanalytischen Weiterführung des ethnomethodologischen Ansatzes – samt Verweisen auf die Anschlussstellen dieses Unterfangens etwa bei P. Berger/Th. Luckmann 1969, P. Watzlawick 2006 und A. Giddens 1995 – W. J. Patzelt 2007 und W. J. Patzelt 2007b, S. 145-150.

tagabend.¹⁸ Ebenso können unterschiedliche Ethnien und deren soziale Strukturen nicht nur koexistieren, sondern auch – selbst bei personell gleicher Mitgliedschaft – *situative Metamorphosen* vollziehen: Eine Fußballmannschaft wird vom kämpfenden Team auf dem Platz zum Männerbund in Kabine und Kneipe, ein geselliger Freundeskreis zum kleinen Chor, eine studentische Arbeitsgemeinschaft zur Vorbereitungszelle eines Terroranschlags.¹⁹ Ferner gibt es mehr oder minder komplexe *Einbettungsverhältnisse* von Ethnien und von kompetenten Mitgliedschaften in ihnen bzw. in den von ihnen getragenen Organisationen. Etwa kann man zugleich Handballspieler und Sozialdemokrat, Katholik und Mitglied eines Sinfonieorchesters sein. Dann legen „situative Marker“ für alle kompetenten Mitglieder sowie für Beobachter einer solchen Ethnie fest, welche dieser Ethnien mit ihrem je spezifischen „unverfügbaren“ Regelwerk und ebenso „unverfügbaren“ gemeinsamen handlungsleitenden Selbstverständlichkeiten hier und jetzt relevant ist. Auch kann es in Einzelfällen zur *Konkurrenz der Rollenanforderungen* aus der Mitgliedschaft in unterschiedlichen Ethnien kommen. Im Bereich von Politik und Verwaltung führt das nicht selten zu – in „westlicher“ Wahrnehmung – Tatbeständen wie der „Begünstigung im Amt“ oder gar Korruption.²⁰

2.2 Ethnomethoden

a. Ein Überblick

In ihren jeweils handlungsrelevanten Ethnien nutzen deren kompetente Mitglieder beim Agieren entlang von als unverfügbar behandelten Regeln vielerlei *methodische Praktiken*, mit denen sie eben die Selbstverständlichkeit jener Regeln aufrechterhalten. Jene „Ethnomethoden“ zu entdecken, zu klassifizieren und – auch vergleichend – auf ihre ordnungskonstruktive Rolle hin zu untersuchen, ist das zentrale Anliegen der Ethnomethodologie. Dabei werden drei grundlegende Gruppen von Ethnomethoden unterschieden: *Interpretationsverfahren*, *Darstellungstechniken* und *szenische Praktiken*. Sie alle weisen ethnienunabhängig eine *gleiche formalpragmatische Struktur* auf, füllen diese aber mit ethniespezifischen *Wissensbeständen*.²¹ Letztere werden durch Enkulturation und Sozialisation erworben; anschließend wird ihre routinemäßige Verwendung wechselseitig als Marker kompetenter Mitgliedschaft bzw. eines vertrauenswürdigen *bona-fide*-Verhaltens erwartet.

18 Siehe hierzu auch A. Schütz 1971.

19 Bei der Darstellung von Harold Garfinkels Spieltheorie im Abschnitt 5 wird sich zeigen, dass sich die Metapher von der „Metamorphose“ durch die sehr theoriehaltige Rede von der „Veränderung des konstitutiven Akzents“ ersetzen lässt.

20 Siehe – mit weiteren Verweisen – W. J. Patzelt 2004.

21 Zum phänomenologisch-ethnomethodologischen Konzept des „Wissensbestandes“ siehe W. J. Patzelt 1987, S. 45-48 (Theorie) und S. 154-159 (Empirie).

Gerade die durchgehende Trennung des *formalpragmatisch Invarianten* von *ethnie-spezifisch wechselnden Inhalten* macht das Analyseinstrumentarium der Ethnomethodologie vorzüglich für *vergleichende* Untersuchungen geeignet.

Der Sicherung sowohl der Verfügbarkeit als auch der praktischen Verwendung ganz bestimmter – und eben keiner anderen – Wissensbestände dienen jene komplexeren Ethnomethoden²² wirklichkeitskonstruktiver Politik, die Melvin Pollner – gemeinsam mit ihrer Anwendung – die „politics of reality“ genannt hat.²³ Bei ihnen – dem konzeptuellen Kernbestand der unten systematisch entfalteten ethnomethodologischen Theorie der sozialen Konstruktion von „Unverfügbarkeit“ – handelt es sich (a) um Methoden zur Sicherung wirklichkeitskonstruktiver Selbstverständlichkeiten bereits *im Vorfeld* konkreter Machtkämpfe um die Durchsetzung und Sicherung einer bestimmten sozialen Wirklichkeit (deshalb der Name „Vorfeldmethoden“); (b) um jene Methoden, mit denen man eine in Zweifel oder ins Wanken geratene soziale Wirklichkeitswahrnehmung bzw. Wirklichkeitsdefinition *ohne Ausgrenzungsmaßnahmen* gegenüber den „Störern“ zu restabilisieren versucht (also um „Entproblematisierungsmethoden“); und (c) um jene Methoden, mit denen man „Störer“ der gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion ausgrenzt, um sie für alle praktischen Zwecke wirkungslos zu machen. Die Spannweite der „Ausgrenzungsmethoden“ fängt an mit Praktiken der kommunikativen Deprivation und reicht über Degradierungspraktiken bis hin zum Wegsperren oder Umbringen der „Störer“.

b. Interpretationsverfahren, Darstellungstechniken und szenische Praktiken

Die *erste* Gruppe der grundlegenden Ethnomethoden sind die *Interpretationsverfahren*.²⁴ Sie dienen der Deutung von jeweils in die Interaktion eingebrachten (Rede-) Handlungen aller Art. Worum es bei ihnen im Einzelnen geht, zeigen schon deren Namen: Unterstellung der Vertauschbarkeit der Standpunkte,²⁵ Unterstellung der Kongruenz von Relevanzstrukturen²⁶ sowie Etikettierung von Außenseitern²⁷; „let it pass“-Verfahren,²⁸ „filling in“-Verfahren“,²⁹ „unless“-Annahme³⁰ und retro-

22 Komplexer sind sie insofern, als sie ihrerseits aus Interpretationsverfahren, Darstellungstechniken und szenischen Praktiken zusammengesetzt sind.

23 Siehe M. Pollner 1974 und 1975. Eine systematische Explikation des Konzepts und der Methoden der „politics of reality“, die weit über Melvin Pollners Anregungen hinausgeht, findet sich in W. J. Patzelt 1987, S. 115-124 (Theorie) und S. 200-217 (Empirie).

24 Siehe hierzu W. J. Patzelt 1987, S. 83-89 (Theorie) und S. 167-180 (Empirie).

25 „Wäre ich an Deinem Platz, würde ich die Dinge wohl auch so sehen!“

26 „Zwar gibt es biographisch etc. erklärbare Unterschiede in dem, wie wir die Dinge sehen; doch das ist für unser jetziges Vorhaben irrelevant.“

27 „Dass Du die Dinge ganz anders als wir siehst, kommt nur davon, dass Du nicht zu uns gehörst. Also sind Deine Sichtweisen für uns irrelevant.“

28 „Zwar verstehe ich nicht, worum es geht; aber lasst uns erst einmal weitermachen!“

29 „Zu dem hier muss ich mir wohl Folgendes hinzudenken, wenn ich es verstehen will!“

spektiv-prospektive Interpretation³¹; Verwendung der Normalitätshypothese, wobei Normalität als ein Index mit folgenden Indikatoren konzeptualisiert wird:³² Typikalität, Wahrscheinlichkeit, Vergleichbarkeit, kausale Eingebundenheit, instrumentelle Effizienz, Notwendigkeit gemäß einer natürlichen oder moralischen Ordnung eines Wirklichkeitselements, ferner „substanzielle Kongruenz“; sowie Deutung von Normalitätsabweichungen als Information,³³ wie sie etwa in Fällen von Ironie oder theatralischen Überzeichnungen vorliegt.

Angelpunkt konkreter Interpretationen sind tatsächlich ethnispezifische Normalformen von Denkfiguren, Redeweisen oder konkreten Handlungen. Mit ihnen wird deutend auf gerade die Weise umgegangen, die im letzten Kapitel im Abschnitt über „Transzendenz als Hermeneutik“ entfaltet wurde. Die Ethnomethodologie stellt allerdings mit ihrer Konzeptualisierung von „Normalität“ weitere Begriffe bereit, anhand derer präzise erfasst werden kann, woran kompetente Mitglieder einer Ethnie „Normales“ vom „Abweichenden“ unterscheiden. Sechs Kriterien, oben knapp als „Normalitätsindikatoren“ eingeführt, sind hier von besonderer Bedeutung:

- *Typikalität*: Innerhalb ihrer Wissensbestände nehmen Personen Wirklichkeitsmerkmale in der Regel nicht als einzigartig, sondern als Vertreter von Klassen oder von Typen von Wirklichkeitsmerkmalen wahr. Wirklichkeitsmerkmale und Ereignisse, die sich nicht unter (ethnotheoretisch geläufige) Typen subsumieren lassen, werden als nicht normal erfahren. Das bringt dann Sand ins Getriebe alltagspraktischer Wirklichkeitskonstruktion.
- *Wahrscheinlichkeit*: Anhand ihrer Wissensbestände messen Personen der Beschaffenheit und dem Auftreten von Wirklichkeitsmerkmalen und Ereignissen eine bestimmte Wahrscheinlichkeit zu. Die Beschaffenheit und das Auftreten von Wirklichkeitsmerkmalen und Ereignissen, die solche Wahrscheinlichkeitszumessungen diskreditieren, werden als nicht normal erfahren. Passen die solche Wahrscheinlichkeitsvermutungen umfassenden Wissensbestände einer Population nicht (mehr) zum Muster der Ereignisse, welches die Funktionslogik ihrer Institutionen generiert, so entstehen Störungen im Prozess der Wirklichkeitskonstruktion.

30 „Ich bleibe erst einmal bei meiner Interpretation, und zwar solange, bis ich eines Besseren belehrt werde!“

31 „Ich werde später wohl neu interpretieren müssen, was mir bislang klar zu sein scheint; doch ich bin durchaus bereit, das im Licht künftiger Erfahrungen zu tun!“

32 Zur ethnomethodologischen Erfassung von Normalität siehe W. J. Patzelt 1987, S. 53-56 (Theorie) und S. 171-180 (Empirie), zur ethnomethodologisch-spieltheoretischen Analyse der sozialen Konstruktion von Normalität unten den Abschnitt 5.

33 Etwa: „Der tut so, als würde er mich nicht kennen! Das hat doch wohl etwas zu sagen ... gerade hier, bei dieser Podiumsdiskussion. Nur was?“

- *Vergleichbarkeit*: Dieses Merkmal verknüpft die beiden Operationen, die mit der Normalitätserfahrung anhand der bereits genannten Kriterien verbunden sind: Was hinsichtlich von Typikalität und/oder Wahrscheinlichkeit mit bereits Bekanntem vergleichend in Beziehung gesetzt werden kann, wird als normal wahrgenommen; Wirklichkeitsmerkmale hingegen, die sich anhand von als typisch oder wahrscheinlich Bekanntem *nicht* einordnen lassen, werden als auch nicht normal erfahren. Dies macht unterschiedliche (politische) Wirklichkeitsvorstellungen inkommensurabel und behindert die Integration derer, die so unterschiedliche Wirklichkeitsvorstellungen hegen.³⁴
- *Kausale Eingebundenheit*: Aufgrund ihrer Wissensbestände sind Personen in der Lage, Bedingungen für das Auftreten von Erscheinungen ausfindig zu machen. Gemäß dem Grad, in dem Personen die Angabe ursächlicher Bedingungen für das Auftreten und die Beschaffenheit von Wirklichkeitsmerkmalen oder Ereignissen leicht oder schwer fällt, erfahren sie ihre Umwelt als normal oder nicht normal. Politische Wissensbestände werden dergestalt unmittelbar zu Faktoren politischer Legitimierung oder Delegitimierung.
- *Instrumentelle Effizienz*: Aufgrund ihrer Wissensbestände sind Personen in der Lage, Handlungen und Zusammenhänge im Hinblick auf in ihnen realisierte Ziel/Mittel-Beziehungen zu deuten. Je nach dem Ausmaß, in dem für Personen an Wirklichkeitsmerkmalen oder Ereignissen ein derartiges Ziel/Mittel-Verhältnis erkennbar ist, erfahren sie diese als normal oder nicht normal. Auch hier werden politische Kenntnisse unmittelbar zur Legitimitätsressource.
- *Notwendigkeit gemäß einer natürlichen oder moralischen Ordnung*: Aufgrund ihrer Wissensbestände erwarten Personen, dass Wirklichkeitsmerkmale bzw. Ereignisse bestimmter Typen vorzuliegen, zu geschehen oder zu unterbleiben haben, ohne dass diese Notwendigkeit von ihren eigenen Wünschen abhinge. Bei derlei „Unverfügbarkeiten“ kann sich einesteils um physikalische oder biologische Zusammenhänge, andernteils um soziale oder ethische Sachverhalte handeln, über deren Beschaffenheit die jeweils selbstverständlichen kulturspezifischen Ethnotheorien informieren. Im Ausmaß, in dem Wirklichkeitsmerkmale oder Ereignisse vom solchermaßen als notwendig oder gesollt Angesehenen abweichen, werden sie als nicht normal erfahren. Durch dieses Merkmal wird gerade die sittliche bzw. normative Dimension der Normalitätserfahrung erfasst, und zwar ganz ohne dass ethnozentrisch ein bestimmter inhaltlicher Maßstab vorgegeben würde. Offenkundig ist hier von gerade dem die Rede, was im letzten Kapitel im Abschnitt über „Transzendenz als Unverfügbarkeit“ behandelt wurde.

34 Gerade hier setzen die Entproblematisierungsmethoden der „politics of reality“ an; siehe dazu unten den Abschnitt 4.2.

- *Substanzielle Kongruenz:* Aufgrund ihrer Wissensbestände sind Personen in der Lage, Urteile über die Richtigkeit der Wirklichkeitswahrnehmung Anderer zu fällen und deren Kongruenz zur eigenen Wirklichkeitswahrnehmung zu überprüfen. Im Ausmaß, in dem Unterschiede zwischen der eigenen Wirklichkeitswahrnehmung und den Wirklichkeitswahrnehmungen Anderer auftreten, wird die soziale Umwelt als nicht normal erfahren. Damit lassen sich politische Desintegrationsprozesse in ihrer wirklichkeitskonstruktiven Dynamik erfassen.

Zweitens gebrauchen kompetente Mitglieder in ihren Ethnien solche *Darstellungstechniken* („*accounts*“; auch „Darstellungsleistungen“, „Darstellungspraxen“ oder „praktische Erklärungen“ genannt),³⁵ die eng auf jeweils einzelne Interpretationsverfahren bezogen sind, nämlich zu dem Zweck, zielgerichtet die Anwendung eines spezifischen Interpretationsverfahrens *auszulösen*. Etwa kann man zur Anwendung des „let it pass“-Verfahrens dadurch anhalten, dass man (ausreichend oft) darauf hinweist, jetzt noch Unverständliches werde demnächst verständlich werden, weswegen der Zuhörer sich bis auf Weiteres in Geduld üben möge. Dasselbe leisten Transzendenzreurse für den Zweck, etwas als gemäß einer natürlichen oder moralischen Ordnung notwendig bzw. unabdingbar hinzustellen.

Drittens verwenden kompetente Mitglieder einer Ethnie andauernd ethniespezifische *szenische Praktiken*.³⁶ Diese letzteren vollziehen das in der jeweiligen Ethnie funktionell Erforderliche, das vom Sinn des gemeinsamen Handlungsraums und seines Regelwerks Gebotene. Derlei äußert sich ebenso in der „richtigen“ Durchführung einer Liturgie oder medizinischen Behandlung wie im „richtigen“ Leiten einer Gremiensitzung oder eines Fußballspiels. Gerade an der *roulinemäßigen* Fähigkeit, die – in der Regel rollenspezifisch stark differenzierten – szenischen Praktiken einer Ethnie *kompetent* vorzunehmen, erkennt man den „kulturellen Kollegen“. Szenische Praktiken sind bei ihrem konkreten Vollzug natürlich einerseits *Objekte der Anwendung von Interpretationsverfahren*, etwa: „Ist es eigentlich normal, wie dieser Vorsitzende die Sitzung leitet?“ Andererseits sind sie auch *Vehikel von Darstellungstechniken*, etwa durch Verwendung eines besonderen Tonfalls bei Äußerungen, die das eigene Tun begleiten. Dadurch kann man im Vollzug szenischer Praktiken obendrein zielgerichtet jene Interpretationsverfahren auslösen, die den hier und jetzt gegebenen *besonderen* Sinn einer verwendeten szenischen Praxis zu erschließen erlauben.

35 Harold Garfinkel führte einst den Begriff des „Account“ eher als Notbehelf ein, um jene Vielfalt von Darstellungen, Beschreibungen, Erklärungen, Rechtfertigungen, Bestätigungen und Sinnaufweisungen mit einem einzigen Wort bezeichnen zu können, welche Menschen verwenden, um einander ihr Verhalten verständlich zu machen; siehe W. J. Patzelt 1987, S. 90-96. Dieser Begriff wurde sodann unübersetzt ins Deutsche übernommen, bis G. Schaffranek (1984, S. 97f.) den das Gemeinte viel besser treffenden Begriff der „Darstellungstechnik(en)“ einführte.

36 Siehe hierzu W. J. Patzelt 1987, S. 79-82 (Theorie) und S. 217-229 (Empirie).

3. KONSTRUKTION, DESTRUKTION UND WANDEL SOZIALER WIRKLICHKEIT

3.1 Reflexivitätsprozesse

Greifen szenische Praktiken, Darstellungstechniken und Interpretationsverfahren – meist dank gelingender „politics of reality“³⁷ – störungsfrei ineinander, so gelingt die Aufrechterhaltung spezifischer sozialer Ordnung – also eines „gemeinsamen Handlungsraums“ im Sinn Göhlers – *an einem konkreten Ort* („lokal“) *zu einer gegebenen Zeit* („situativ“), desgleichen die Sicherung der Zugänglichkeit von dessen je eigenartiger Mischung aus organisationellen Machtressourcen und als „unverfügbar“ ausgegebenen kulturellen bzw. institutionellen Regeln.³⁸ Eben das meint die Rede von der Wirklichkeitskonstruktion als einem „lokal-situativen Prozess“. Und indem von allen hier und jetzt Anwesenden die ethniespezifischen Sinndeutungen sowie Handlungen *stabil* aufeinander bezogen werden, vollzieht sich Wirklichkeitskonstruktion als *sich selbst verstärkender Prozess*, der sich in eben seinem *Vollzug* immer wieder als sinnvoll bestätigt und dann *kraft Erfolgs verstetigt*.³⁹ Ethnomethodologisch heißt derlei positive Rückkopplung von handlungsleitenden Selbstverständlichkeiten und sozialen Strukturen, die aus ihnen entstehen sowie anschließend eben jene Selbstverständlichkeiten „unverfügbar“ machen, ein „Reflexivitätsprozess“.⁴⁰

Zentralbegriffe der Analyse solcher Prozesse sind die – oben schon eingeführten – Konzepte der „Normalform“ und der „Hintergrunderwartung“. Eine *Normalform* ist, was innerhalb einer Ethnie, also im Rahmen der Wissensbestände kompetenter Mitglieder, als normales Verhalten, als normale Interpretation oder als normale Darstellungsleistung angesehen wird. *Hintergrunderwartung* meint wiederum,

37 Siehe unten den Abschnitt 4.

38 Zum ethnomethodologischen Konzept der Wirklichkeit und ihrer Konstruktion siehe W. J. Patzelt 1987, S. 101-106 (Theorie) und S. 217-229 (Empirie). Eine Weiterführung des dort Angelegten findet sich in Werner J. Patzelt (2007a), wo die soziale Konstruktion gemeinsamer Handlungsräume sowie jener intransitiven Machtressourcen untersucht wird, die ihn ihnen wirken: fassbar als je besondere „Stimmung“ bzw. „Atmosphäre“, in denen bestimmtes Verhalten angemessen, anderes jedoch ein „faux pas“, „nicht schicklich“, „wenig ratsam“ oder zumindest „erklärungsbedürftig“ wäre.

39 Beispiele wären emotionale Bindungen, die vom Flirt in eine lebenslange Partnerschaft hinüberwachsen, oder Serien von Begegnungen von Bürgern mit Polizisten, die ein festes Vertrauen zu den Letzteren und die Akzeptanz des staatlichen Gewaltmonopols zeitigen – oder eben gerade das Gegenteil bewirken. Siehe zu alledem auch J. G. Juchem 1988.

40 Hierzu siehe Anm. 15. Das wichtigste populäre Anschlusskonzept ist hier das der „Definition der Situation“, wie es im sogenannten Thomas-Theorem formuliert wird: „Wenn Menschen eine Situation als bestehend auffassen und von dieser Situationsdefinition ausgehend handeln, dann sind die Folgen dieses Handelns real, ganz gleich, wie irreal die Situationsdefinition war“. Siehe hierzu mit den entsprechenden Quellenstellen R. Merton 1993.

dass man im gemeinsamen Handlungsraum einer Ethnie voneinander solche szenischen Praktiken, Darstellungsleistungen und Interpretationen erwartet, die genau derartigen Normalformen entsprechen. Und indem man Hintergrunderwartungen im Alltagsreden und Alltagshandeln routinemäßig *nicht* diskreditiert, sondern *ihnen gemäß* agiert, hält man sie in Geltung und *stabilisiert* das Erwartete als *Selbstverständlichkeit*. In eben dieser Weise werden Hintergrunderwartungen, die sich auf Normalformen richten, mitsamt ihrer routinemäßigen Nicht-Diskreditierung zum zentralen Durchführungsmittel weiterer Ordnungs- und Wirklichkeitskonstruktion. Gemeinsam mit der kompetenten Benutzung geeigneter *Darstellungstechniken* (z.B. „Fasse X doch wie folgt auf; dann erkennst Du, dass X ganz normal ist!“), von *Interpretationsverfahren* (z.B.: „Noch verstehe ich zwar X nicht; was X meint, wird mir aber schon noch klar werden!“) sowie von *szenischen Praktiken* (etwa dem Tun von X) sorgen auf Normalformen bezogene Hintergrunderwartungen nämlich für eine *routinemäßig stabile Abstimmung* von Sinndeutungen und Handlungen.

3.2 Die Konstruktion von Makrostrukturen und die „natürliche Einstellung“

Gelingt das aber *nicht nur* hier und jetzt, sondern quer über *viele Situationen* hinweg, auch zu *unterschiedlichen Zeiten* und sogar an *unterschiedlichen Orten*, so entstehen – sich gerade so weit erstreckend, wie auch die routinemäßig gelingende Wirklichkeitskonstruktion reicht – eben dadurch situations- und raumübergreifende soziale Rollen und Rollengefüge. Aus ihnen wiederum können sich, bei Fortgang und weiterer Verfestigung solcher Wirklichkeitskonstruktion, dann Organisationen und Institutionen, ja ganze Verfassungsgefüge und politische Systeme entwickeln. Diese geben dann ihrerseits jenen Rahmen ab, in dem die *sie selbst reproduzierenden* wirklichkeitskonstruktiven Prozesse stattfinden.⁴¹ Bei der Analyse all dessen erfolgt zwar der *empirische* Zugriff der Ethnomethodologie auf der *Mikroebene* sozialen Handelns: Es wird betrachtet, wie Menschen lokal-situativ, also in ihrem je konkreten gemeinsamen Handlungsraum, mit handlungsleitenden und deutungsschaffenden Selbstverständlichkeiten – also mit „intransitiver Macht“ – umgehen, indem sie derlei überhaupt erst einmal hier-und-jetzt aufbauen, heranziehen, in Geltung halten, verwenden, gebrauchen und im Generationenwechsel (möglichst) kompetenter Mitglieder weitergeben, freilich auch immer wieder verändern oder gar zerstören. Dergestalt setzt die Ethnomethodologie auf einer vergleichsweise niedrigen Schicht im „Schichtenbau sozialer Wirklichkeit“ an,⁴² nämlich auf jener der persönlichen Interaktionen. Doch das Ziel solcher Studien ist durchaus ein

41 Zu dieser Verbindung von Ethnomethodologie und institutioneller Analyse siehe – mit weiteren Verweisen – W. J. Patzelt 2011.

42 Zum Modell des „Schichtenbaus sozialer Wirklichkeit“ und seinem sehr weit reichenden analytischen Potential siehe W. J. Patzelt 2007c, S. 184-193.

makrosoziologisches: Es soll verstanden werden, wie „soziale Tatsachen“ und deren Verbindung zu sozialer bzw. politischer Ordnung *konstruiert* bzw. *reproduziert* werden – ja gar zu solcher Ordnung werden, die selbst unter Belastungen funktioniert und sich vielleicht zu ganz „unverfügbar“ wirkender Stabilität verfestigt.⁴³ Eben das hatte wohl Harold Garfinkel (1917-2011), Begründer der Ethnomethodologie, im Sinn, als er mit Blick auf seinen Doktorvater und seine Dissertation forsch formulierte: „I made Parsons sound better than he'll ever know“.⁴⁴

Die bei alledem gelingende Transformation der *Erfahrung* von Ordnungskonstruktion, die ja faktisch nichts anderes ist als ein stets *unterbindbares* „ongoing accomplishment“ (also eine durchaus *störbare* „kontinuierliche Hervorbringungsleistung“), in etwas, was vom Ergebnis her – etwa als „SED“, „Deutscher Bundestag“ oder „EU“ – wie eine des ständigen Neubewirktwerdens gerade nicht bedürftige „Naturtatsache“ wirkt, welche man dann – gleich ob als Freund oder Gegner – einfach in Rechnung zu stellen hat, ist auch ihrerseits ein wirklichkeitskonstruktiver Vorgang. Garfinkel brachte ihn einst auf die Formel von der „uninteresting essential reflexivity“ wirklichkeitskonstruktiver Prozesse.⁴⁵ Diese alltagspraktische „Transformation von Prozessen in Strukturen“ wird offenbar dadurch erleichtert, dass Menschen zu *übersehen* pflegen, dass *niemand Anderes als sie selbst* jene soziale bzw. politische Wirklichkeit hervorbringt, die – einmal routinemäßig hervor gebracht – so „fremdbestimmt“ und unzerstörbar wirkt. Ursache für solches Übersehen ist einesteils eine Erziehung, welche die umgebende Wirklichkeit als „ganz natürlich so, wie sie ist“ darstellt. Andernteils ist es schon auch die Inanspruchnahme durch die Bewältigung des Lebens selbst, was einem gar nicht die Muße zur Einnahme einer letztlich „praktisch unnötigen“ Beobachterperspektive lässt. Aus beiden Gründen ist die resultierende „sozialoptische Täuschung“ hinsichtlich des eigenen Mittuns an der Wirklichkeitskonstruktion typisch für jene „natürliche Einstellung des Alltagsdenkens“, die Edmund Husserl und Alfred Schütz so trefflich analysiert haben.⁴⁶ Gerade sie stabilisiert auch die uns umgebende soziale und politische Wirklichkeit mitsamt ihren Organisationen bzw. Institutionen. Diese „natürliche“ Einstellung – „natürlich“ hier verstanden im Sinne von „naiv“ – zu pflegen und eine analytische Haltung zu unterbinden, die sie – ganz im Wortsinn – „auflösen“ könnte, also eher auf *Affirmation* denn auf *Kritik* dieser „natürlichen Einstellung“ und ihrer Hervorbringungen auszugehen, ist das Ziel der sogenannten „Vorfeldmethoden“ der „politics of reality“.⁴⁷

43 Siehe hierzu W. J. Patzelt 1987, S. 145-150.

44 Zitiert nach T. Tyler 1964, S. 69.

45 H. Garfinkel 1967, S. 7.

46 Siehe hierzu – mit weiteren Verweisen – W. J. Patzelt 1987, S. 36f. Zum Zusammenwirken von Alltagsdenken, Alltagswirklichkeit und Alltagswelt siehe ebenda, S. 42-53.

47 Deren Detailanalyse findet sich unten im Abschnitt 4. Dort überlappen sich offenkundig auch die analytischen Interessen von Ethnomethodologie und Kritischer Theorie; siehe hierzu auch die Zusammenfassung der in den 1970er Jahren geführten Debatte über

Das alles vor Augen, erweist sich soziale und politische Wirklichkeit als ein „ongoing accomplishment of the concerted activities of daily life“, wie das eine berühmte Formel Harold Garfinkels ausdrückt.⁴⁸ Es gilt dabei: Wirklichkeitskonstruktion „is a continuous production“,⁴⁹ und folglich lässt sich ebenfalls aussagen: „All realities require reality work“. ⁵⁰ Nur solange nämlich, wie die im Zusammenwirken von szenischen Praktiken, Darstellungstechniken und Interpretationsverfahren vollzogenen wirklichkeitskonstruktiven Reflexivitätsprozesse nicht gestört oder – falls so geschehen – durch die „politics of reality“ rasch wieder „in Ordnung gebracht“ werden, gewinnt die im Alltagsleben erfahrene soziale oder politische Wirklichkeit eine hier-und-jetzt unbezweifelbare und für alle praktischen Zwecke – gerade auch strategischer Interaktion – in Rechnung zu stellende Stabilität. Versäumt man es hingegen, wirklichkeitskonstruktiven Störern entgegenzutreten oder unterliegt man ihnen, so kommt es unweigerlich zu Veränderungen des bislang gemeinsamen Handlungsraums. Im einfachsten Fall verfliegt die besondere Stimmung einer Situation und verflüchtigt sich deren bisherige Atmosphäre. Vielleicht erodiert auch noch jenes soziale Milieu, in dem diese Atmosphäre einst gründete. Und am Ende mögen alle jene intransitiven Machtressourcen⁵¹ geschwunden sein, die zuvor so selbstverständlich verfügbar waren. Im noch eher harmlosen Fall kann sich im Lauf einer Gremiensitzung „die Situation“ soweit verändert haben, dass vordem passable Argumente „nicht mehr ankommen“ und die Autorität des Vorsitzenden „dahin ist“. Die gleiche wirklichkeitskonstruktive „Mechanik“ wirkt aber auch in viel dramatischeren Fällen. Etwa wurde beim Aufbau kommunistischer Diktaturen die bislang selbstverständliche soziale Wirklichkeit von Menschen mit bürgerlichem Habitus und Lebensstil schrittweise eingeengt, ja vielfach zerstört. Und aufs Schlimmste erlebten derlei einst die jüdischen Deutschen: Jahrzehntlang stolz auf ihren großen Beitrag zur deutschen Kultur und Wirtschaft, auch auf ihre militärischen Auszeichnungen im Ersten Weltkrieg, fanden sie sich – oft bis zur Hilflosigkeit überrascht – seit Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur diskriminiert, später verfolgt und am Schluss auf dem Weg in die Gaskammern.

3.3 Individuelle und kollektive „Wirklichkeitsübergänge“

Wem derlei zu widerfahren beginnt, wird selbst gegen alles emotionale Widerstreben seines Alltagsdenkens irgendwann zu zweifeln anfangen, die bislang in aller

„Marxismus und Ethnomethodologie“ in W. J. Patzelt 1987, S. 247-250, desgleichen ebenda, S. 259-265, den Abschnitt über (ethnomethodologische) „Politikanalyse als Ideologeanalyse“.

48 So H. Garfinkel 1967, vii.

49 K. Leiter 1980, vii; siehe auch ebenda, S. 41.

50 H. Mehan/H. Wood 1975, S. 179.

51 Vgl. G. Göhler 1997 und W. J. Patzelt et al. 2005.

Selbstverständlichkeit als „so und nicht anders“ unterstellte Wirklichkeit sei *nichts* an sich schon *Brüchiges* und werde in aller Selbstverständlichkeit weiterhin bestehen, wenn nur die gerade sich ereignende „grauenhafte Situation“ vorüber sei. Zweifeln hieran aber immer mehr Menschen, dann hören auch immer mehr von jenen wirklichkeitskonstruktiven Prozessen auf, die auf bislang undiskreditierten Hintergrunderwartungen gründeten und nur deshalb in unbemerkter Selbstverständlichkeit abliefen. Als bald werden auch die aufgrund ihrer in Geltung gehaltenen Wissensbestände und Regeln ihre handlungsleitende Orientierungskraft verlieren, was wiederum die anhand ihrer reproduzierten Rollenstrukturen zur Auflösung bringt. Und indem dies alles geschieht, zerbricht die bislang bestehende soziale und politische Wirklichkeit mit vielen in sie eingebetteten gemeinsamen Handlungsräumen. Die Täter solchen Zerschlagens bisheriger sozialer Wirklichkeit mögen sich über ihren Erfolg freuen. Doch bei den Opfern – von Eugen Kogon unvergesslich geschildert in seiner Beschreibung von „Begrüßungszeremonien“ in Konzentrationslagern⁵² – breitet sich rasch ein tief empfundenes Gefühl der Hilf- und Orientierungslosigkeit aus, wird gar die eigene Identität zweifelhaft und lässt zu jedem Strohalm greifen, der neuen Halt verspricht – und möge dieser auch in einer objektiv demütigenden neuen Rolle samt *deren* orientierungsstiftenden Selbstverständlichkeiten bestehen. Auf diese Weise kommt es auf individueller Ebene zum Hinüberschreiten, Hinübergleiten, ja oft einfach zum Hinübergetriebenwerden in einen neuen gemeinsamen Handlungsraum, in ein neues Rollengefüge, in eine neue Normalität – und sei es eben die eines entwürdigten Häftlings. Was einen solchen *individuellen Wirklichkeitsübergang*⁵³ veranlasst und die von ihm eröffneten neuen strategischen Handlungsmöglichkeiten erschließt, ist Macht, präziser: ist gekonntes Spiel mit den Methoden der „politics of reality“.

Mit ihnen lassen sich aber auch *kollektive* Wandlungsprozesse sozialer Wirklichkeit bewirken, wie sie oft im Verlauf von Revolutionen oder sonstigen politischen Systemumbrüchen besonders fühlbar werden. Nachvollziehen lässt sich das leicht am Wandlungsprozess deutscher politischer Wirklichkeit weg vom mitteldeutschen Teil des Nazi-Reichs hin zur sozialistischen DDR, oder von dessen westdeutschem Teil hin zur liberaldemokratischen BRD. Analytisch gesehen, verlangt ein solcher kollektiver Wandel sozialer Wirklichkeit „nur“ eine Veränderung der dem wirklichkeitskonstruktiven Alltagshandeln zugrunde gelegten Wissensbestände und Normalitätsvorstellungen, und somit auch der rollenkonstituierenden Darstellungstechniken, Interpretationsverfahren und szenischen Praktiken. Wieder geht es um nicht mehr als um das gekonnte Spiel mit den Methoden der „politics of reality“. Nur praktisch ist ein kollektiver Wirklichkeitsübergang viel schwerer durchzu-

52 E. Kogon 1975, S. 91-97.

53 Ihn bezeichnet das ethnomethodologische Konzept des „passing“. Hierzu und zum Konzept des „Wirklichkeitsübergangs“ überhaupt siehe W. J. Patzelt 1987, S. 106-110.

setzen, weil hier gleich viele Hunderttausende von Alltagssituationen an Tausenden von Orten in gleicher Weise nachhaltig verändert werden müssen. Doch nicht wenige durchaus erfolgreiche Versuche solch voluntaristischer Wirklichkeitskonstruktion bieten vielfältiges Anschauungsmaterial, wie kollektive Wirklichkeitsübergänge tatsächlich ins Werk gesetzt werden können – gleich ob in Savonarolas Florenz, in Robespierres Paris, in Lenins und Stalins Sowjetunion, in Hitlers Deutschland, in Maos China oder in Pol Pots Kambodscha. „Totalitarismus“ ist der angemessene Begriff für solche Unterfangen, in einer Gesellschaft selbst gegen deren Widerstand einen *kollektiven Wirklichkeitsübergang* durchzusetzen.⁵⁴

Dessen Grundmuster ist allenthalben gleich. Zunächst schlägt die exemplarische und vielfache *szenisch-lokale Destruktion überkommener Wirklichkeit* gleichsam eine Bresche in den bisherigen Kosmos von Selbstverständlichkeiten. Durch sie können alternative Wirklichkeitsentwürfe eindringen, die – falls ideologisch attraktiv und durch tatkräftige „politics of reality“ vorangetrieben – alsbald den Rest der Festung bisheriger Wirklichkeit und Ordnung erobern mögen. Werden sodann im konkreten Alltag *vieler* Einzelpersonen bisherige ethniespezifische Selbstverständlichkeiten *nachhaltig* destruiert, neue hingegen hervorgebracht und anschließend in Geltung gehalten, so gelingt auch auf der Makroebene die Destruktion alter Strukturen bzw. Institutionen. Je nach *wirklichkeitskonstruktiver* Tauglichkeit der bislang *zerstörungsleitenden* Ideologie kann es anschließend auch gelingen, neue soziale Strukturen, Organisationen und Institutionen nicht nur für kurze Zeit, sondern dauerhaft zu errichten. Dann wurden nicht nur viele *frühere* gemeinsame Handlungsräume zerstört, sondern wurden nachhaltig auch *neue* gemeinsame Handlungsräume errichtet, die – spätestens nach einem Generationenwechsel – alsbald als ebenso selbstverständlich wirken mögen wie die früheren. Die konkreten Ressourcen intransitiver Macht finden sich also gleichsam nur ausgetauscht oder umgeschichtet. Unter den Bedingungen solch neu entstandener Normalität wird dann auch wieder ein mit geringem Ressourceneinsatz auskommendes strategisches Handeln möglich. Zwischen beiden Zuständen liegt aber eine oft schreckliche Phase intensiver, ressourcenverzehrender, auch körperlich gewalttätiger Machtausübung.

3.4 Zum politikwissenschaftlichen Mehrwert ethnomethodologischer Konstruktionsanalyse

Zweifellos geleitet solche Analyse von individuellen und kollektiven Wirklichkeitsübergängen vom zunächst „exotisch“ anmutenden Forschungsgebiet der Ethnomethodologie in zentrale und aufwühlende Themen der Politikwissenschaft und ihrer Ordnungsanalyse. Doch dabei wurde die Ethnomethodologie nie verlassen. Nur scheinbar nämlich ist sie ein allein mikrosoziologischer Ansatz ohne Relevanz

54 Siehe hierzu W. J. Patzelt 1998.

für die traditionell der Makroanalyse verpflichtete Politikwissenschaft.⁵⁵ Tatsächlich aber untersucht die Ethnomethodologie nichts Anderes als die Politikwissenschaft in ihrer Ausprägung als „kritische Ordnungswissenschaft“.⁵⁶ Auch deren Gegenstand sind nämlich jene Wissensbestände und szenischen Praktiken, anhand welcher Menschen ihren Interaktionen Ordnung und Stabilität geben sowie solches Tun mit „Gemeinsinn“ als Handlungsressource und mit Transzendenzvorstellungen als jeweils „äußersten Sinnhorizonten“ ausstatten.⁵⁷ Das alles erlaubt es dann, nicht nur soziale Rollen, sondern ganze Organisationen und Institutionen, ja komplette Verfassungsordnungen und politische Systeme als komplexe Gefüge von sozialen Rollen aufzubauen, stabil zu halten und weiterzugeben. Somit erweist sich das ethnomethodologische Interesse an gemeinsamen Handlungsräumen und ihren intransitiven Machtressourcen als Teil eines sehr viel größeren Theorie- und Forschungszusammenhangs, der seinerseits die empirischen Befunde zur sozialen Konstruktion von diskursiver Macht bzw. von soziokulturellen Machtdispositiven als Beitrag zur vergleichenden Analyse überhaupt der Konstruktion von sozialer und politischer Ordnung nimmt. Genau in dessen Rahmen ist dann auch politikwissenschaftlich wichtig, was die Ethnomethodologie an zunächst wie „politikwissenschaftlich irrelevant“ anmutender Forschungsarbeit betreibt.⁵⁸

Denn sehr wohl können die in der „natürlichen Einstellung“ *meist* unbemerkten Prozesse der alltäglichen Konstruktion, Reproduktion, Modifikation oder Destruktion sozialer bzw. politischer Wirklichkeit *im Ausnahmefall* bereits der alltäglichen Aufmerksamkeit zugänglich werden. Das ereignet sich vor allem dann, wenn wirklichkeitskonstruktive Prozesse durch inkompetentes oder böswilliges Interpretieren, Darstellen oder Handeln *gestört* werden – etwa wenn sich jemand bei einem Konzert „nicht zu benehmen weiß“ oder eine politische Veranstaltung „gesprengt“ wird. Das Grundmuster einer solchen Störung wirklichkeitskonstruktiver Prozesse besteht immer darin, dass Hintergrunderwartungen durch einen situativ unangemessenen Gebrauch von szenischen Praktiken oder Darstellungstechniken *diskreditiert* werden und deshalb das „reality work“ nicht länger entlang der bisher fraglosen Regeln abläuft.⁵⁹ Widerfährt dies während einer Party, eines Gottesdienstes oder einer Vorlesung, dann zeigt sich allen Anwesenden, dass handlungsleitende Hintergrunderwartungen, deren Gegenstände oft in sehr tiefgehender Weise zuvor als „unverfüg-

55 Zum Wert politikwissenschaftlicher Mikroanalyse siehe – mit weiteren Literaturhinweisen – W. J. Patzelt 2000.

56 Vgl. E. Voegelin 1966, 2004.

57 Vgl. hierzu unten im Abschnitt 5.2(a) die Ausführungen über die soziale Konstruktion von Transzendenz und Gemeinsinn.

58 Zum Nutzen der Ethnomethodologie für die Politikwissenschaft über den vorliegenden Beitrag hinaus siehe den systematischen Aufriss in W. J. Patzelt 1987, S. 237-281, sowie dessen exemplarische Konkretisierungen in W. J. Patzelt 1989, 1991, 1998 und 2000.

59 Zu solcher Fragilität sozialer Wirklichkeit siehe W. J. Patzelt 1987, S. 110-115 (Theorie) und S. 180-194 (Empirie).

bar“ empfunden wurden, gerade das durchaus nicht sind, sondern sich viel leichter und rascher diskreditieren lassen, als man das glaubt oder glauben will.⁶⁰ Soziale Wirklichkeit gerät dann zwar nur lokal-situativ ins Wanken. Doch geschieht das in gleicher Weise in Tausenden von Alltagssituationen und an Dutzenden von Orten, so geraten eben auch jene Makrostrukturen ins Wanken, deren ihrerseits als „unverfügbar“ anmutendes Bestehen doch ganz vom gelingenden „reality work“ in jenen vielen Einzelsituationen abhängt. Gerade das vollzieht sich bei Börsenkrächen, in Wirtschaftskrisen oder in der Anfangsphase von Revolutionen.

Wie weit solche Störungen dann gelingen oder unterbunden werden, ist genau jener Machtkampf, der anhand der „politics of reality“ ausgetragen wird. Deren Untersuchung ist deshalb Kern einer ethnomethodologischen Analyse der sozialen Konstruktion von Unverfügbarkeit⁶¹ bzw. sozialer und politischer Ordnung. Die Aufmerksamkeit richtet sich dabei sowohl auf die allgemeine *formalpragmatische* Struktur solcher Prozesse als auch auf genau die *Spezifika* des untersuchten Einzelfalls.

4. „POLITICS OF REALITY“: METHODEN WIRKLICHKEITSKONSTRUKTIVER POLITIK

Bei den „politics of reality“, den Ethnomethoden wirklichkeitskonstruktiver Politik, geht es um die *methodische Hervorbringung und Sicherung sozialer bzw. politischer Wirklichkeit* sowie ihrer *Ordnung*. Gegenstand entsprechender Analysen sind die „activities whereby a version of reality is used as the grounds of further inference and action *given* the recognition that the version is rendered empirically equivocal by the counterclaims and counterexperiences of the other“.⁶² Die hierzu verfügbaren Methoden werden in einer Vielzahl von konkreten, alltäglichen Einzelsituationen zur Wirkung gebracht, wobei diese vielen Einzelsituationen durch sie selbst überspannende Selbstverständlichkeiten – in anderen Theorien bezeichnet als „Transzendentes“ – zur sozialen bzw. politischen Wirklichkeit eines ganzen Gefüges von Ethnien aggregiert sind. Die *Ergebnisse* des diese Selbstverständlichkeiten konstruierenden und reproduzierenden alltagspraktischen Handelns werden auf der Ebene von Makrostrukturen sozialer und politischer Wirklichkeit fassbar; seine konkreten *Methoden* wirken hingegen auf der Ebene situativer Mikrostrukturen und

60 Gerade die die solche Wirklichkeitszusammenbrüche herbeiführenden „Erschütterungsexperimente“ haben die Ethnomethodologie in den 1960er und 1970er Jahren bekannt gemacht; siehe hierzu H. Garfinkel 1967 sowie zu deren Rezeption die Anmerkungen 298-302 in W. J. Patzelt 1987, S. 317f.

61 Im Beitrag „Transzendenz, politische Ordnung und beider Konstruktion“ dieses Bandes wurde das auf die Formel einer „Unverfügbarkeit in operibus“ gebracht; siehe S. 27.

62 M. Pollner 1975, S. 316.

sind genau dort analytisch aufzusuchen. Dabei lassen sich die drei oben schon genannten Gruppen von Methoden wirklichkeitskonstruktiver Politik – ihrerseits komplexe Kombinationen von szenischen Praktiken, Darstellungstechniken und Interpretationsverfahren – erkennen, die es nun im Einzelnen darzulegen gilt: die Vorfeldmethoden, die Entproblematisierungsmethoden und die Ausgrenzungsmethoden.⁶³

4.1 Vorfeldmethoden

Sie dienen der routinemäßigen, nachgerade autopoietischen Reproduktion ethniespezifischer Selbstverständlichkeiten, zumal von Normalformen und von Hintergrunderwartungen. Einerseits umfassen sie die *allgemeinen* Praktiken von Enkulturation, Sozialisation und Habitusbildung.⁶⁴ Andererseits sind durch Sozialisation auch *spezielle* Interpretationsfertigkeiten zu vermitteln, dank welcher man trotz praktischer Anwendungsprobleme die im gemeinsamen Handlungsraum verfügbaren Selbstverständlichkeiten weiterhin als richtig ansehen und als nützlich behandeln kann. Acht Einzelmethoden dienen diesem Zweck.⁶⁵ Sie werden selten alle gleichzeitig angewendet, sondern situationsabhängig in interessengeleiteter Auswahl und Kombination. Auch gibt es zwar keine „Hierarchie“ unter jenen Methoden, sehr wohl aber unterschiedliche Grade an willkürlicher Handhabbarkeit ihres Einsatzes, an Robustheit ihrer Wirkung und an Reversibilität ihrer Folgen.

a. Routinemäßige Nicht-Herstellung von Transparenz bezüglich der Zusammenhänge zwischen einzelnen Wirklichkeitsmerkmalen

Man gibt sich damit zufrieden, oder muss sich mangels alternativer Möglichkeiten damit zufrieden geben, *Einzelmerkmale* sozialer oder politischer Wirklichkeit als selbstverständlich zu akzeptieren, ohne sie in ihrem *Zusammenhang und Zusammenwirken* zu durchschauen. Dann müssen strukturelle und inhaltliche Widersprüche im System des als selbstverständlich Akzeptierten oder Angemuteten nicht auffallen. Das wiederum führt dazu, dass sich dennoch bemerkte Inkonsistenzen leicht als „Einzelfälle ohne allgemeine Aussagekraft“ entproblematisieren lassen. Nicht nur die in Diktaturen übliche Zensur und Dosierung von Informationen, verbunden

63 Die nachstehende Darstellung folgt weitgehend jener in W. J. Patzelt 1998; diese gründet ihrerseits auf der systematischen Darstellung der „politics of reality“ in W. J. Patzelt 1987, S. 115-124.

64 Siehe hierzu mit weiteren Verweisen H. Knoblauch 2003.

65 H. Mehan/H. Wood (1975, S. 8-11) waren wohl die ersten, welche diese Methoden innerhalb der Ethnomethodologie diskutierten. Entdeckt wurden sie vom Anthropologen E. E. Evans-Pritchard (1937). Eine detaillierte Darstellung findet sich in W. J. Patzelt 1987, S. 204-211.

mit eingeübten Denk- und Argumentationstabus, setzt diese Methode praktisch um und sichert sie gegen Wirksamkeitsverluste ab. Ähnliches leisten in freien Gesellschaften Denkfaulheit und selektives Informationsverhalten. Zu den markanten Beispielen gehörte einst in sozialistischen Kreisen die Verdunkelung der Zusammenhänge zwischen der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und geringer wirtschaftlicher Produktivität, oder zwischen einer staatlichen Zentralverwaltungswirtschaft und einem diktatorischen Regime.

b. Routinemäßiger Verzicht auf abweichende Deutungen

Obwohl es prinzipiell möglich wäre, ein Wirklichkeitsmerkmal auch „anders aufzufassen“ als üblich und somit den Bezirk akzeptierter Selbstverständlichkeiten zu verlassen, entwickelt man dafür kein Interesse oder schreckt vor diesem Schritt zurück bzw. andere ab. Dieses Kennzeichen von Mitläufertum ist in Diktaturen leicht zu entdecken und wird dadurch gefördert, dass Abweichler exemplarisch bestraft werden. In freien Gesellschaften führen Respekt vor den Geboten sozialer Erwünschtheit und politischer Korrektheit sowie Angst ob möglicher Konsequenzen „unkorrekten Querdenkens“ zum gleichen Ergebnis.

c. Routinemäßige Einführung von „normalisierenden intervenierenden Variablen“

Gerät eine plausiblerweise korrekte Wahrnehmung in Widerspruch zu bislang als selbstverständlich akzeptierten Annahmen, so verzichtet man dennoch darauf, diese nun doch als problematisch erwiesenen Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen. Vielmehr sucht oder postuliert man einen Sachverhalt, der im vorliegenden Fall einfach „dazu führen *musste*“, dass ein die Hintergrunderwartungen nicht bestätigendes, sondern „ausnahmsweise“ sie diskreditierendes Ereignis auftrat. „Eigentlich“ sind diese Hintergrunderwartungen dann natürlich *nicht* diskreditiert.⁶⁶ Jede Diskussion mit weltanschaulich stark fixierten Personen zeigt, wie effizient diese Methode vor Zweifeln an der Richtigkeit der benutzten Ideologie schützt.

⁶⁶ Viele berühmte Beispiele für die Verwendung dieser Methode lassen sich anführen. Während etwa Marx und Engels in Aussicht gestellt hatten, nach der sozialistischen Revolution würde der Staat dahinschwinden, argumentierte Stalin 1939 ganz anders: Im Gegenteil verlange eben der Sieg des Sozialismus die Stärkung des Staates und seiner Repressionsmöglichkeiten – solange wenigstens, wie die Sowjetunion von einer Vielzahl kapitalistischer, also feindlicher Staaten umgeben sei. Verwiesen sei ferner auf jene Theorien, welche die ausbleibende Verelendung der Arbeiterschaft in den kapitalistischen Staaten und deren vielmehr steigenden Lebensstandard damit erklärten, dass man eben von der imperialistischen Ausbeutung anderer Volkswirtschaften profitiere. Das letztere Beispiel zeigt, dass der Übergang zwischen der Einführung normalisierender intervenierender Variablen aus *ideologischen* Gründen sowie aus Gründen *besserer* Einsicht sehr fließend sein kann.

d. Routinemäßige Verwendung normalisierender Kontexte als zwingend erforderliches Kennzeichen kompetenter Mitgliedschaft

Gerade Widersprüche zum bislang als selbstverständlich Akzeptierten werden nicht als Anomalien betrachtet, sondern bieten – oft sogar willkommenen – Anlass, Kompetenz in der *korrekten*, d.h. Widersprüche *weginterpretierenden* Erklärung von Wirklichkeitsmerkmalen vorzuweisen. Genau solche „normalisierenden“ (Um-)Interpretationen können sogar als Ausweis besonderen Realitäts- und Scharfsinns geschätzt sowie zum Kriterium von Kompetenz und Verstand gemacht werden. Typischerweise vermitteln Partei-, Gewerkschafts- oder Kirchenschulen solche Kompetenzen. Wo immer Rabulistik und dialektische Kunststücke zu bewundern sind, ist die hier beschriebene Methode am Werk.

e. Routinemäßige Interpretation von Wahrnehmungen ausschließlich anhand der Hypothese, die eigene Wirklichkeitsbeschreibung sei korrekt

Diese Methode erklärt sich von selbst. Ihre Anwendung sicherzustellen, ist nicht nur der Zweck jenes Kommunikations- und Erziehungsmonopols, das diktatorische Regime regelmäßig anstreben. Vielmehr entspringt sie ohnehin der menschlichen Neigung zur Vermeidung kognitiver Dissonanzen.

f. Routinemäßige Beseitigung von Falsifikationschancen

Man verzichtet darauf, sich in Situationen zu bringen, in denen die Methoden (c) bis (e) in die Gefahr des Scheiterns geraten könnten. Zensur und Selbstzensur, Unterbindung oder Unterlassung von Kontakten mit Andersdenkenden sowie die Auf-erlegung oder vorausseilende Akzeptanz von Frage- und Forschungstabus sind die üblichen Umsetzungen dieser Methode in administratives oder persönliches Verhalten. Dergleichen kommt nicht nur in Diktaturen, sondern – auf der Grundlage völliger Freiwilligkeit – auch in freien Gesellschaften oft vor.

g. Routinemäßige Interpretation von Wirklichkeitsmerkmalen aller Art nur im Einklang mit den eigenen Interessen

Man motiviert sich dazu, die akzeptierten Selbstverständlichkeiten stets als vorteilhaft für sich selbst einzuschätzen oder einer entsprechenden Interpretation immerhin zuzuführen. Dann können „unangenehme Konfrontationen“ mit dem eigenen Credo, welche die Verwendung der anderen Methoden diskreditieren könnten, weitgehend vermieden werden. Stolz zu sein auf die Errungenschaften des eigenen Systems, auf die Positionen der eigenen Partei oder auf die Lehren der eigenen

Glaubensgemeinschaft ist ein hierfür besonders gut geeignetes Mittel. Typische Beispiel der Anwendung dieser Methode sind Argumente wie die folgenden: „Die Nachteile einer staatlichen Zentralverwaltungswirtschaft werden doch aufgewogen durch die Vorteile, welche mir die garantierte Sicherheit meines Arbeitsplatzes bietet!“, oder: „die Gebote meiner Religion tun mir doch gut!“ Diese Methode ist besonders gut geeignet, bislang schon als „unverfügbar“ behandelte Sachverhalte auch weiterhin als „unverfügbar“ zu handhaben, indem man sich in die Lage bringt, die etablierten Transzendenzreurse Mal um Mal neu zu akzeptieren.

h. Routinemäßiger Verzicht auf neuartige Sprechweisen

Man verhindert, dass überhaupt schon die *Durchführungsmittel* einer die Methoden (a) bis (d) gefährdenden Kommunikation benutzbar werden. Die Formelhaftigkeit der politischen Sprache – und zwar nicht allein diktatorischer Regime – ist hierfür das am leichtesten kenntliche Beispiel. Eine Sonderform ist in freiheitlichen Gesellschaften die Verteidigung „politisch korrekter“ Denk- und Redeweisen, an der sich dann – so wenigstens die oft gar explizite Erwartung – alle „recht und billig Denkenden“ beteiligen. In der Wissenschaft wird diese Methode angewandt, wann immer neue Theorien samt ihren Begriffen bereits vor ihrer gründlichen Prüfung mit Verweis auf das Ausreichen bereits etablierter Begriffe, Denkweisen oder Paradigmen aus dem Diskurs ausgesondert werden. Mit dieser Methode sichert man jene Kontextgefüge, in denen man sein Denken und Handeln eingerichtet hat, sieht von jedem Versuch ab, sie zu transzendieren, und bringt so *von sich aus* „diskursive Unverfügbarkeit“ hervor.

4.2 Entproblematisierungsmethoden

Diese Gruppe von Methoden der „politics of reality“ wird benutzt, wenn innerhalb einer halbwegs stabil hervorgebrachten sozialen oder politischen Wirklichkeit zwischen Ego, Alter und Tertius⁶⁷ eine „Störung“ oder ein „Problem“ der folgenden Art auftritt. *Tertius* beginnt – aus gleich welchen Gründen – zu bezweifeln, jene Ordnung, die *Ego* und *Alter* mit ihm teilen, sei die einzig mögliche Ordnung, und nur an ihr habe er seine Sinndeutungen und Handlungen auszurichten. Dann wird gleich anschließend in *Egos* und *Alters* Interaktion mit *Tertius* das Problem auftauchen, *welche* Wirklichkeitsbeschreibung fortan dem *gemeinsamen* „reality work“ zugrunde zu legen sei.

Dieses Problem wird dann *akut*, wenn sich an vorzunehmende Handlungen und Sinndeutungen praktisch wichtige Folgen knüpfen, auf deren faktisches Eintreten

67 Ego („ich“), Alter („ein Zweiter“) und Tertius („ein Dritter“) sind Platzhalternamen für gleich welche individuellen oder kollektiven Akteure.

man seine Erwartungen aber nur dann richten kann, wenn jene Wirklichkeitsbeschreibung auch wirklich *korrekt* ist, auf die sich die Erwartung solcher Folgen stützt. Gerade das ist typisch für politische Entscheidungsaufgaben, wie sie sich schon in der Wahlkabine stellen, erst recht aber dann, wenn mit politischen Problemen umzugehen ist, die man hinsichtlich ihres Verursachungs- und Folgegefüges nicht zweifelsfrei durchschaut. Da verständlicherweise oft *vor* der Durchführung von Handlungen eine Berücksichtigung ihrer Folgen erwünscht ist, hängt von der Lösung dieses Problems ab, ob in solchen Fällen überhaupt zu konzertierten Handlungen gelangt werden kann. Weil jedoch nicht selten auch in solchen Problemfällen – etwa angesichts internationaler Finanz-, Wirtschafts- und Sicherheitskrisen – auf gemeinsames oder wenigstens gemeinsam verbindliches Handeln keineswegs verzichtet werden kann, sind die hier einzusetzenden Entproblematisierungsmethoden von größter *praktischer* Bedeutung. Sie werden stets dann verwendet, wenn sich das zu bewältigende Orientierungsproblem nicht etwa durch Belehrung, Überzeugungsarbeit oder gemeinsame Forschung doch noch lösen lässt. Dann sind drei Einzelmethoden verfügbar.

a. Einigung auf Multiperspektivität

Es können einander widersprechende Wirklichkeitsbeschreibungen dadurch um ihren exklusiven Anspruch auf Übereinstimmung mit den Tatsachen gebracht werden, dass man sie – im Konsens über die Zulässigkeit dieses Verfahrens – einander als lediglich perspektivische und selektive Wirklichkeitsbeschreibungen gegenüberstellt. Das ist die übliche Verfahrensweise von Wissenschaft: Man lernt, mit Multiperspektivität, Theorienpluralismus und von anderen bestrittenem Wissen zu leben, also Rekurse auf solche „letzte Kontexte“ zu unterlassen, für die man *gemeinsame* Anerkennung einfordert. In freiheitlichen Staaten lässt sich diese Methode leicht als praktizierter Parteienpluralismus mit legitimer weltanschaulicher Konkurrenz nachbilden. Trotzdem kommt es bloß selten dazu, dass die X- und die Y-Partei ihre ganz unterschiedlichen Weltansichten als hypothetisch und darin gleichwertig behandeln. In Diktaturen ist bei politisch bedeutsamen Wirklichkeitsbeschreibungen diese Methode so gut wie nie anwendbar, da sie der zur Dominanz bestimmten Weltanschauung doch legitime Konkurrentinnen an die Seite stellte, also ein Recht auf *alternative* Transzendenzrekurse begründete. Dort – doch oft genug auch in der Wissenschaft – greift man deshalb eher zu den – noch darzustellenden – Ausgrenzungsmethoden. Mit ihnen entledigt man sich jener Personen, die man wegen ihrer „Naivität“, „intellektuellen Unzulänglichkeit“ oder „ideologischen Verblendung“ nicht länger als kulturelle Kollegen akzeptieren und fortan nicht mehr an der Hervorbringung sowie Nutzung der gemeinsamen Wirklichkeit bzw. Ordnung beteiligen will. Statt durch Entproblematisierung wird dann die „Störung“ dann durch Ausgrenzung ihrer Erzeuger behoben.

b. Einigung auf Nicht-Identität des empirischen Referenten

Die Verwendung der ersten Methode setzt ein hohes Maß an Pluralitäts- und Ambiguitätstoleranz voraus. Will man die Tragfähigkeit einer solchen anspruchsvollen Basis des gemeinsamen *reality work* lieber nicht testen, zugleich aber nicht gleich zur – womöglich kontraproduktiven – Ausgrenzung von Außenseitern greifen, so bietet sich eine zweite Methode an. Sie kann allerdings, feinsinnig wie sie ist, nur einen kurzfristigen Problemaufschub bewirken. Man führt nämlich „einfach“ Konsens darüber herbei, dass sich die *konkurrierenden Wirklichkeitsbeschreibungen* eben auf *unterschiedliche Sachverhalte* beziehen, also gar kein *Problem* verschiedener Wirklichkeitssichten vorliegt. Etwa rede der eine über den Alltag von Hartz IV-Empfängern, der andere hingegen über Politik – und das wären doch zwei Paar Stiefel. Einigen sich *Ego* und *Alter* auf eine solche „Spaltung“ des zunächst als gemeinsam erscheinenden Wahrnehmungsgegenstands, dann kann *Ego* dem *Alter* immer noch kulturelle Kompetenz bescheinigen, zugleich aber die Tatsache des doch zweifellos aufgetretenen Dissenses in der Wirklichkeitswahrnehmung als „ganz normal“ interpretieren – und muss diese entproblematisierende Deutung noch nicht einmal mit Ambiguitätstoleranz erkaufen. Freilich verhilft diese Methode nur zu einer Scheinlösung des Problems: Sie bricht sofort zusammen, sobald solches *gemeinsame* Handeln erforderlich wird, das eine *einzig*e als *korrekt* anzusehende Beschreibung der alle *gleichermaßen* umgebenden Wirklichkeit voraussetzt. Die Nutzbarkeit dieser Methode erkauft man in freien Gesellschaften somit durch Attentismus, also durch Nichtstun. In proaktiv agierenden Diktaturen kann man sie schwerlich anwenden.

c. Konversion des Abweichlers

Eine dritte Methode, mit der das von Tertius erzeugte Problem bewältigt werden kann, dass die zuvor als gemeinsam akzeptierte Wirklichkeitsbeschreibung nun in Zweifel geraten ist, besteht in der Konversion von Tertius, also in dessen individuellem Wirklichkeitsübergang. Tertius mag sich nämlich dazu bequemen, oder kann dazu gedrängt werden, seine eigene Wirklichkeitswahrnehmung insgesamt zu verändern und – nach diesem Akt der Konversion – nur noch solche Wissensbestände und Deutungsweisen zu verwenden, die ihn vor jenem Problem von vornherein bewahren, das er selbst erzeugt, ja vorab auch selbst empfunden hat. Für Tertius ist das vor allem dann eine rationale Verhaltensweise, wenn er sonst befürchten muss, als Außenseiter hingestellt und in dieser Rolle auch noch gleichwie bestraft zu werden. Eine solche Konversion ist aber auch oft rational wegen der großen Schwierigkeiten, den Kompetenzanforderungen der ersten Entproblematisierungsmethode wirklich gerecht zu werden: Als Wissenschaftler arbeitet es sich besser im *Mainstream*; als Politiker eckt weniger an, wer ohnehin Mehrheitspositionen ver-

tritt; und wer sozial klug ist (und vielleicht auch nichts Anderes als das), der orientiert sich dann eben beizeiten als Opportunist um. Ob die Konversion von Tertius nur vorgeblendet oder ernstgemeint ist, macht für dessen *reality work* mit Alter und Ego solange keinen Unterschied, wie es wirklich gelingt, sie glaubwürdig als *vollzogen* hinzustellen. Eben das aber kann zum Anschlussproblem werden. Denn nicht nur anderen, sondern – zumal im Fall einer redlichen Konversion – gerade sich selbst muss *Tertius* nun erklären, was es wohl über seine Persönlichkeit und Intelligenz lehrt, dass es ihm überhaupt je möglich war, die Wirklichkeit – etwa der friedlichen Nutzung der Atomenergie – so falsch einzuschätzen, wie er es offenbar vor seiner Konversion tat. Bei Anderen wird auch bei großen Erklärungsanstrengungen von Tertius oft stillschweigendes Misstrauen bestehen bleiben; und Tertius selbst, war seine Konversion aufrichtig, wird die dann unvermeidlichen Identitätsprobleme oft durch Rigorismus bei der Verwendung der neu angeeigneten Wissensbestände und Deutungskompetenzen ausagieren.⁶⁸ Offensichtlich erfasst die Methode der Konversion jenen Vorgang, der aus religiösen oder politischen Biographien wohlbekannt ist und im 20. Jahrhundert besonders gut an den Zuwendungen zum Kommunismus und an den Abwendungen von ihm studiert werden konnte. Dabei zeigt sich immer wieder, dass Konversionen im Vergleich mit den anderen Entproblematisierungsmethoden ziemlich krude sind und sowohl dem Konvertiten als auch seinem Umfeld erhebliche Folgekosten auferlegen.

4.3 Ausgrenzungsmethoden

Das letzte Mittel, um unter Anfechtung geratene soziale oder politische Wirklichkeit zu sichern, besteht in der Ausgrenzung jener (nicht-konvertierten) Personen, welche die Selbstverständlichkeiten einer Ethnie gefährden oder immerhin gefährden könnten. Anders gewendet: Mit den Ausgrenzungsmethoden verhindert man einesteils durch *vorauswirkende Abschreckung* das Transzendieren des Bestehenden, andernteils durch tatsächlich *vollzogene Ausgrenzung* ein unbestrittenes Wirksamwerden konkurrierender oder negierender Transzendenzreurse. Ausgrenzung beginnt mit der Bekundung offenen Zweifels, Alter könne überhaupt noch als kompetentes Mitglied oder als kultureller Kollege gelten, und sie endet mit der physischen Vernichtung Alters. Insgesamt sind vier Gruppen von Ausgrenzungsmethoden zu unterscheiden.

a. Kommunikative Deprivation

Ego führt vor relevanten Dritten die Kommunikation mit Alter so, dass zwar Ego seine Alter herabsetzenden oder ausgrenzenden Wirklichkeitsbeschreibungen ver-

68 Im kleinen Maßstab erkennt man dies etwa an Nichtraucher, die zuvor Raucher waren.

breiten kann, es Alter hingegen verwehrt wird, seinerseits korrigierende Kontexte zu diesen Wirklichkeitsbeschreibungen Egos einzubringen, was es ihm ja ermöglichen könnte, Egos Absichten zu vereiteln. In freien Gesellschaften wird diese Methode etwa dann angewendet, wenn in Talkshows sich die „recht und billig Denkenden“ gegen Thilo Sarrazin oder einen anderen Provokateur des *juste milieu* verbünden. In Diktaturen ist diese Methode beim Umgang von Behörden mit „widerpenstigen Bürgern“ ebenso zu beobachten wie bei der Führung von Schauprozessen.

b. Strategische Kontextbildung

Zum Zweck von *Alters* Ausgrenzung beschreibt man vor einem dafür relevanten Adressatenkreis – vor Nachbarn und Kollegen, vor Vorgesetzten oder Journalisten – Alters Denken und Handeln. Dabei stellt man sich, wenn schon nicht als „besorgter Freund“ Alters, so doch als jemand dar, der Alter immerhin zu verstehen versucht; dadurch verschafft man sich bei den Adressaten seiner Anstrengungen nämlich erhöhte Glaubwürdigkeit. Dann zeigt man, dass Alter in einer Weise denkt, redet oder handelt, welche den innerhalb der Ethnie vorauszusetzenden Normalitätsvorstellungen nicht entspricht. Dabei weist man idealerweise auch noch nach, dass jene Differenz zwischen den *ethniespezifischen* Normalitätsvorstellungen und Alters (Rede-)Verhalten sowohl für Alters Persönlichkeit konstitutiv als auch für das gemeinsame „reality work“, ja insbesondere für die – über Transzendenzrekluse erschlossenen – „grundlegenden gemeinsamen Werte“ bedrohlich ist. Diesen Nachweis führt man am besten in der Weise, dass man die Beschreibung von Alters Denken und Handeln mit dazu in gezielter Weise kontrastierenden Beschreibungen des Normalen koppelt. Im Kunststück, anhand geeigneter Darstellungstechniken Dritte zielgerichtet zur routinemäßigen Verwendung von solchen „Kontraststrukturen“ beim Deuten von Alters Reden und Tun anzuhalten, besteht die „strategische Kontextbildung“.

Auf ihr aufbauend kann man obendrein versuchen, die Sinndeutungen und Handlungen von Alters Mitmenschen so aufeinander abzustimmen, dass Alter *in aller Selbstverständlichkeit* als Außenseiter etikettiert und als solcher behandelt werden kann. Das ist im Übrigen der Kerngedanke jeder Intrige. Ist anschließend, mit oder ohne absichtliche Intrigentechnik, unter Personen, die auf Alters Schicksal Einfluss haben, dessen selbstverständliche *Etikettierung* als problematischer Außenseiter erst einmal erreicht, so gibt es auch gute Chancen dafür, Alter durch bewusste Störungen seiner bisherigen Alltagsvollzüge zur *tatsächlichen Einnahme* einer Außenseiterrolle zu veranlassen. Und dann ist es bald gleich, ob sich Alter aus Trotz oder nur unbedarft als Außenseiter verhält: Ganz einfach *indem* er ungeschickt agiert, ist er – bis auf weiteres – keine sonderliche Bedrohung mehr für das gemeinsame „reality work“, da er für alle praktischen Zwecke von der Gruppe der

„kompetenten Mitglieder“ oder „anständigen Mitbürger“ isoliert wurde. In Form von Denunziation und Verleumdung, von „operativer Zersetzung“ und von Pressekampagnen wird diese Methode tausendfach in Diktaturen angewandt und lässt sich dort später anhand von Dokumenten oder biographischen Erinnerungen leicht sichtbar machen. Ebenso gut fassbar liegt sie auch den in freiheitlichen Staaten verbreiteten Skandalisierungskampagnen zugrunde – unlängst wieder, detailreich zu studieren, in der in vieler Hinsicht lehrreichen und deshalb immer wieder als Beispiel heranzuziehenden „Sarrazin-Affäre“.

c. Degradierung

Oft soll Alter noch weiter ausgegrenzt werden. Zu diesem Zweck kann Alter, auf der Grundlage kommunikativer Deprivation und strategischer Kontextbildung, durch eine gut inszenierte „Anklage“ vor einen virtuellen oder realen Gerichtshof gestellt und durch dessen Urteil dann als kultureller Kollege, vielleicht sogar als Mensch degradiert werden. Nach diesem „Prozess“ ist er nicht mehr ernstzunehmen – wenigstens nicht als redlicher Fachmann, vielleicht auch nicht mehr als zurechnungsfähiger Mitbürger. Auf dieses Ziel lässt sich ausgehen, indem man zunächst gemäß ethniespezifischen Normalvorstellungen breite Entrüstung über Alter mobilisiert und auf diese Weise möglichst viele von Alters Mitmenschen gegen diesen solidarisiert. Dafür sind vor allem Transzendenzreurse nützlich, nämlich Bezugnahmen darauf, was hinsichtlich der in Geltung zu haltenden moralischen oder natürlichen Ordnung „eigentlich“ als notwendig und unverzichtbar gelten müsste, von Alter aber gerade in Zweifel gezogen, ja verächtlich gemacht werde. Anschließend ist es vorteilhaft, Alters vielleicht in der Tat problematische Verhaltensweisen gerade nicht als – womöglich verständliche oder verzeihbare – Regelverletzungen eines *Einzelnen* hinzustellen, sondern sie als die Allgemeinheit bedrohende Vergehen eines gefährlichen *Typs* verständlich zu machen. Nicht gegen einen konkreten Menschen und sein Tun, sondern auf die im Einzelfall ganz austauschbare Erscheinungsform *des Feindes* richtet sich dann die Anklage.

Deren Fundament wird so gelegt, dass der angeklagte (negative) „Typ“ (der Konservative oder der Kommunist, der Macho oder die Emanze, der mediterrane Faulenzer oder der teutonische Nazi ...) als ausschließlich im Vergleich mit seinem (positiven) Gegenbild zu bewerten ausgegeben wird. Es muss ferner erreicht werden, dass mit Anspruch auf Selbstverständlichkeit nur noch im Sinn der Anklage argumentiert werden kann. Zu diesem Zweck muss der Ankläger – gleich ob eine Person oder eine Organisation – als Vertreter der gesamten Ethnie, als Anwalt und Verteidiger ihrer höchsten Werte auftreten und deutlich machen, dass sich die Anklage auf genau die Verletzung jener höchsten Werte bezieht. Eben das leisten Transzendenzreurse: Man „zeigt“, dass sich Thilo Sarrazin gegen die Menschenwürde gestellt oder Ernst Nolte die Einzigartigkeit des Holocaust, Schlussstein

deutschen Sündenstolzes, bestritten hat. Dabei muss der Ankläger unerbittlich auf jene Kluft hinweisen, die ihn und jedes normale, anständige Mitglied der Ethnie vom Angeklagten trennt und auch künftig trennen muss. Im Übrigen sind solche Anklagen möglichst vor Institutionen zu erheben, deren Stellungnahme zur Anklage oder zum Angeklagten – etwa in Form von Gerichtsurteilen oder massenmedialer Berichterstattung – solche wirklichkeitskonstruktiven Folgen zeitigt, gegen die sich Alter gerade nicht erfolgreich zur Wehr setzen kann.

Selbst wenn die Anklage zurückgewiesen wird oder sich im Lauf der Zeit als gegenstandslos erweisen sollte, wird gelten: *semper aliquid haeret*, immer bleibt etwas hängen. Und was da einst hängen blieb, kann man immer wieder aufs Neue befestigen durch die Rede vom „einst in heftige Auseinandersetzungen verwickelten Politiker“ oder vom „umstrittenen Autor“. Obsiegt aber die Anklage, so ist Alter ohnehin degradiert und um seinen Status als akzeptiertes Mitglied seiner Ethnie gebracht – wie einst der aus der CDU-Bundestagsfraktion und dann auch noch aus seiner Partei ausgeschlossene Martin Hohmann. Wie sehr sich Alters wirklichkeitskonstruktiver Status dabei verringert, hängt von der Reichweite der Anklage und von der Art der gegen Alter verhängten Sanktionen ab. Vielleicht darf er im Amt verbleiben und muss nur mancherlei Befugnisse abgeben. Womöglich muss er zurücktreten, mit oder ohne anschließende soziale Sicherung. Im äußersten Fall wird Alter völlig ausgegrenzt und den Liquidierungsmethoden überantwortet. Zu den typischen Formen, solche Degradierungen vorzunehmen, gehören in Diktaturen die Zeremonien der Kritik und Selbstkritik sowie Schauprozesse. Die ersteren gibt es in freiheitlichen Gesellschaften ebenso; nur die Schauprozesse werden dort meist durch selbstläuferische massenmediale Skandalisierungskampagnen ersetzt.

d. Liquidierung

Wer an der Hervorbringung der sozialen Wirklichkeit seiner Ethnie nicht mehr mitwirken kann, ist als Wirklichkeitskonstrukteur liquidiert. In halbwegs stabilen sozialen Ordnungen ist eine formelle Degradierung die übliche Voraussetzung der Liquidierung. Diese wiederum kann sich entweder nur auf die wirklichkeitskonstruktive Rolle Alters beziehen, wird sich aber oft auch auf seine ganze Persönlichkeit erstrecken. Im ersten Fall genügt es, Alter um sein Amt zu bringen, kommunikativ kaltzustellen, ihn einzusperren oder zu exilieren. Im zweiten Fall bietet es sich an, Alter auch noch für unvernünftig oder unmündig zu erklären, ihn in eine psychiatrische Anstalt zu verbringen und dort womöglich so zu behandeln, dass er tatsächlich geisteskrank wird. Dann fällt er auch schon zu Lebzeiten aus der gemeinsamen sozialen Wirklichkeit. Man kann Alter aber auch umbringen, wofür die Möglichkeiten von einem fingierten Verkehrsunfall über „Erschießen auf der Flucht“ bis zur Exekution nach „ordentlicher Verurteilung“ reichen. Im Übrigen kann die Liquidierung befristet sein, wie im Fall einer Verbannung oder Exilierung,

oder endgültigen Charakter haben wie eine Hinrichtung, wobei im äußersten Fall auch noch eine Tilgung der Spuren von Alters Existenz versucht wird. Zumal totalitäre Regime liefern für die Liquidierungsmethoden Beispiele zuhauf. Diese sind aber auch in freiheitlichen Staaten nicht schwer zu finden, etwa wenn Journalisten vom Fernsehschirm bzw. aus den Spalten eines Journals verdrängt werden, oder wenn Politiker zum Rücktritt gezwungen sind, weil sie sich in einer Weise geäußert oder verhalten haben, die ihre Ethnie nicht akzeptieren will.

Die Liquidierung – bis hin zur physischen Vernichtung von Feinden – ist zwar ein meist recht zuverlässiges, da intensiv mittels ihrer Vorauswirkungen abschreckendes Mittel, um bestehende soziale und politische Ordnung abzusichern. Doch es nimmt der Nutzen dieser Methode mit steigender Komplexität der zu gestaltenden Ordnung ab. Liquidierung gefährdet nämlich leicht die Grundlagen von komplexem „reality work“: einesteils durch Züchtung von Duckmäusertum unter den Mitläufern, und andernteils dadurch, dass – wie nicht nur römische Kaiser erfahren mussten – das „Blut von Märtyrern“ leicht zum „Samen“ neuer Anhänger einer Ordnungsalternative wird. Bleibt diese Methode zwar auch die *ultima ratio*, so sind ihr – vor allem in ausdifferenzierten sozialen Ordnungen – die anderen Methoden der „politics of reality“ an Kosten/Nutzen-Effizienz dennoch weit überlegen. Am wirkungsvollsten sind ohnehin jene Methoden, die ihre Wirkung über die Nutzung *allein* von Kommunikation entfalten, d.h. über Diskurse: Deren Aussagemuster dringen, wie Wasser bei einer Überschwemmung, nachgerade unaufhaltsam ein in alle nicht nachhaltig und immer wieder neu gegen „zersetzende Ideen“ abgeschottete Bereiche sozialer Wirklichkeit.

5. DIE INNENSEITE VON ORDNUNG: REGELN IN ETHNOMETHODOLOGISCHER SICHT⁶⁹

5.1 Regeln und Normen

Regeln sind *Durchführungsmittel* des „reality work“ und dasjenige, was – formell oder informell – einer Organisation oder Institution ihr Ordnungsgefüge verschafft. Als in ethniespezifischen Wissensbeständen verfügbare und vom – durch Transparenzreize ins Spiel zu bringenden – Normalitätsindikator der „Notwendigkeit gemäß einer natürlichen oder moralischen Ordnung“ erfasste Sollensaussagen werden sie bei der Ausgestaltung von konkreten Interpretationen und Darstellungstechniken

⁶⁹ Die folgenden Ausführungen wurden, überarbeitet sowie teils erweitert, teils gekürzt, entnommen aus W. J. Patzelt 1987, S. 124-140. Dort finden sich auch weiterführende Quellen- und Literaturverweise, insbesondere auf die einschlägigen Arbeiten von H. Garfinkel und A. V. Cicourel.

niken sowie beim Vollzug szenischer Praktiken benutzt. Leichter, als man das zunächst vermuten mag, lassen sich die auf ihre handlungsleitende Verwendung gerichteten Hintergrunderwartungen aber auch diskreditieren. Soziale Ordnung wird dann zwar nur lokal-situativ erschüttert. Widerfährt das aber den gleichen Hintergrunderwartungen sozusagen überall, wie etwa nach dem Einsetzen einer Revolution oder nach der Machtübernahme einer tatkräftigen totalitären Partei, dann zerbricht alsbald auch jene soziale oder politische Makroordnung, die man solange für „unantastbar“ oder „unverfügbar“ hielt, wie jenes „reality work“ problemlos ablief, das in der „natürlichen Einstellung des Alltags“ meist unbeachtet bleibt.

Regeln sind in ethnomethodologischer Begriffsverwendung zwar *situativ* eingesetzte Durchführungsmittel der Ordnungskonstruktion. Doch nichts hindert an einer Weitung des Blicks *auch* auf jene Durchführungsmittel sozialer Ordnungskonstruktion, anhand welcher die einzelnen Situationen und die in ihnen hervorgebrachten Wirklichkeitselemente über *viele Orte* und über *lange* Zeiten hin *koordiniert* sowie *zu einem geordneten Situationsgefüge integriert* werden.⁷⁰ Damit aber geraten die Durchführungsmittel der Hervorbringung sozialer *Meso-* oder *Makrostrukturen* ins Blickfeld. Sie kann man *Normen* nennen, wenn es auf ihre Unterscheidung von rein situativ angewendeten Regeln ankommt.⁷¹ Empirisch-analytisch macht es zwar keinen Unterschied, ob man die alltagspraktische Verwendung von „Regeln“ oder von „Normen“ untersucht, weil der empirische Referent stets derselbe ist. Doch wenn man in die Fachsprachen von Rechts- oder Politikwissenschaft überwechseln will, vermeidet man oft „Übersetzungsprobleme“, wenn man gleich von „Normen“ spricht. Weil solche Übersetzungsprobleme im Folgenden aber nicht drohen, wird weiterhin der Begriff der Regel so benutzt, wie ihn auch Harold Garfinkel bei seiner Formulierung der ethnomethodologischen Spieltheorie verwendete.

5.2 Spieltheorie als Theorie der Strukturierung von Handlungen und Sinn

Bei seiner Untersuchung der ordnungs- und wirklichkeitskonstruktiven Rolle von Regeln ging Garfinkel von „Spielen“ aus, weil es sich bei ihnen um überschaubare

70 Siehe W. J. Patzelt 1987, S. 141-144.

71 Im Übrigen ruht regelgeleitetes Handeln auf tiefenstrukturellen, letztlich biologisch fixierten Verhaltensrepertoires auf, wie sie etwa die Soziobiologie oder die Evolutionäre Ethik zutage fördern. Zwar kann immer wieder versucht werden, im Wege ideologischer, rein voluntaristischer Wirklichkeitskonstruktion auch jenem Verhaltensrepertoire *zuwiderlaufende* Regeln und Normen zum Maßstab des situativ „nach einer natürlichen oder moralischen Ordnung Notwendigen“ zu machen. Doch derlei wird, wie im 20. Jh. so viele kommunistische Versuche der Schaffung einer „neuen Gesellschaft mit neuen Menschen“ zeigten, nicht nachhaltig sein. Siehe hierzu den Abschnitt über ethnomethodologische Ideologiekritik in W. J. Patzelt 1987, S. 259-265, sowie W. J. Patzelt 2007c und 2011, desgleichen in diesem Band den Beitrag von C. Meißelbach.

soziale Situationen handelt, die auch noch auf besonders markante Weise geordnet und stabil gehalten werden.⁷² Sie sind sogar so einfach strukturiert, dass sich an ihnen die Formalpragmatik regelverwendender Ordnungskonstruktion ebenso leicht erkennen lässt wie die Schnittstelle hin zur Analyse von Ordnungskonstruktion durch Untersuchung von Transzendenzrekursen. Außerdem modelliert Garfinkels Spieltheorie vorzüglich den „Schichtenbau“ von Regeln, die „Korrektheitsbedingungen“ für deren kompetente Verwendung sowie ihre handlungsleitende „Übercodierung“ durch „Mitglieder-codes“ und ethniespezifische Narrative bzw. Mythen.⁷³ Wenn es darum geht, das Wie-es-gemacht-wird sozialer bzw. politischer Wirklichkeitskonstruktion *im Einzelnen*, doch anhand *formalpragmatischer* Kategorien zu durchschauen, ist es deshalb hilfreich, die dafür hilfreichen Analysekonzepte der ethnomethodologischen Spieltheorie zu entnehmen.

a. „Grundregeln“: die soziale Konstruktion von Transzendenz und Gemeinsinn

Das tragende Konzept von Garfinkels Spieltheorie ist jenes der „Grundregeln“. Diese „basic rules“ finden sich in der Spielanleitung und „define the situations and normal events of play for persons who seek to act in compliance with them“.⁷⁴ Im Spiel sind die Grundregeln „unverfügbar“: Wer Schach spielt, muss sich an genau festgelegte Regeln halten – oder kann eben nicht mit einem Anderen Schach spielen. Im „richtigen Leben“ lassen sich die funktionalen Äquivalente von Grundregeln überall dort erkennen, wo Transzendenzrekurse unternommen werden und angeben, was der „letzte Kontext“, der Schlussstein kompetenten Herausfindens dessen ist, was „hier und jetzt“ als selbstverständlich zu gelten und befolgt zu werden hat.

Hinsichtlich solcher unverfügbarer Grundregeln sind nun zwei Sachverhalte besonders wichtig. Erstens bestimmen die Grundregeln die Menge jener zum Spiel gehörenden Handlungsmöglichkeiten, unter denen ein Spieler unbeschadet seiner konkreten Wünsche, besonderer Umstände, Pläne und Interessen sowie der ihn oder andere berührenden Konsequenzen seiner Entscheidung eine *Wahl* treffen *muss*, wenn er im Kreis der Spieler kompetentes Mitglied bleiben will. Zweitens erwartet jeder Spieler, dass dieselbe Menge verfügbarer Handlungsmöglichkeiten auch für

72 Ausgangstext zur ethnomethodologischen Spieltheorie ist H. Garfinkel 1963. Zu ihrer frühen Rezeption siehe die Literaturangaben in W. J. Patzelt 1987, S. 320, Anm. 336.

73 Was unten als „Code“, Narrativ oder Mythos erörtert wird, hieße in der Sprache der Memetik „Strukturierungsmemplex“ und würde im Evolutorischen Institutionalismus als Teil des epimemetischen Systems einer Institution verstanden; siehe hierzu W. J. Patzelt 2007 und 2007b.

74 H. Garfinkel 1963, S. 338.

die anderen Spieler Kriterium ihres Mitgliedsstatus ist, dass also für jeden Spieler die Menge und Bindekraft der Grundregeln unverfügbar ist.

Ferner erwartet jeder Spieler, dass bezüglich dieser beiden Sachverhalte auch jeder andere Spieler dieselben Erwartungen hegt und dies bei jedem anderen ebenfalls so voraussetzt. Diese sowohl allgemeinen als auch die auf die inhaltlichen Aussagen der Grundregeln gerichteten Erwartungen nennt Garfinkel die „konstitutiven Erwartungen“ eines Spiels bzw. in einem Spiel. Sie sind offenbar *spezielle* Hintergrunderwartungen sowie, als Bezugsrahmen aller Ordnungskonstruktion, für jede Situation eines Spiels grundlegend. Werden die Grundregeln durch das Verhalten eines Mitspielers diskreditiert, ohne rasch wieder durch geeignete Darstellungsleistungen in Geltung gebracht zu werden, so bricht die Spielsituation zusammen. Sie lässt sich dann, wenn überhaupt, erst nach Ausgrenzung ihres Störers neu aufbauen.

Konstitutive Erwartungen richten sich somit auf inhaltlich spezifische Grundregeln sowie auf deren *implizite* Voraussetzungen, die je nach Spiel variieren.⁷⁵ Dass die konstitutiven Erwartungen inhaltlich definieren, was „zum Spiel“ bzw. „zur Situation“ gehört, nennt Garfinkel den „konstitutiven Akzent“, der auf bestimmte Handlungsmöglichkeiten gesetzt wird und solchermaßen jene kollektiven Sinndeutungen und Handlungen hervorhebt, aus denen das gemeinsame Spiel besteht. Was an Handlungen gemäß dem konstitutiven Akzent eines Spiels oder einer Situation möglich ist, heißt bei Garfinkel die „konstitutive Ordnung von Ereignissen“ des fraglichen Spiels oder der jeweiligen Situation. Sinndeutungen, die nicht diese konstitutive Ordnung von Ereignissen als heranzuziehenden Kontext verwenden, sind – ganz im Wortsinn – „deplatziert“. Handlungen wiederum, die nicht zu dieser konstitutiven Ordnung von Ereignissen gehören, sind entweder für den praktischen Zweck irrelevant (wie Niesen während eines Schachspiels) oder diskreditieren die konstitutiven Erwartungen (wie falsche Springerzüge beim Schachspiel) und unterminieren dadurch die soziale Wirklichkeit der (Spiel-) Situation. Ändern freilich einige Mitglieder dieser (Spiel-) Situation den konstitutiven Akzent ohne Widerspruch und erfolgen derlei Änderungen in gelingender Synchronisation mit Änderungen der konstitutiven Erwartungen der anderen Mitglieder, so entsteht ein neues

75 Regeln für Schwimmwettbewerbe setzen beispielsweise voraus, dass sich das Wasser im flüssigen Zustand befindet, und Regeln für Pferderennen, dass es Konsens darüber gibt, welches Tier als Pferd gelten kann. Im Fall von Spielen gilt als Idiot, wer solche impliziten Voraussetzungen bei praktischer Bezugnahme auf sie näher begründet haben will. Außerhalb von Spielen ist es jedoch eine geläufige Praxis, Interaktionen durch taktische Problematisierung ihrer zuvor unangetasteten impliziten Voraussetzungen zu stören. Beispielsweise kann man jede Fachdiskussion um Normenhierarchien in Rechtsstaaten dadurch stören, dass man darauf beharrt, unter „Recht“, „Staat“, „Normen“ oder „Hierarchie“ persönlich etwas ganz Anderes verstehen zu wollen, als das – entlang der Konventionen der eingebürgerten Fachsprache – bislang während der Diskussion vorausgesetzt wurde. Im Sprichwort „Ein Dummer kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können“, ist diese Erfahrung auf eine rasch einleuchtende Alltagsformel gebracht.

Spiel bzw. eine neue Situation. Auf eben diese Weise evolvieren (Spiel-) Situationen, desgleichen jene umfassenderen sozialen Strukturen, die auf ihnen beruhen.⁷⁶

Grundregeln sind meist nur für alle *praktischen* Zwecke ausreichend klar zu formulieren. Für sich genommen sind sie auch nie vollständig genug, um *expressis verbis* die konstitutiven Erwartungen zu beschreiben. Vielmehr benötigen sie, um kompetent verstanden und angewendet zu werden, stets sie selbst übersteigende Kontexte, auf deren Vorhandensein und routinemäßige Heranziehung sich die Hintergrunderwartungen der Spielteilnehmer dann auch richten. So, wie die Grundregeln alle konkreten Spielzüge transzendieren, brauchen sie ihrerseits transzendierende Kontexte – bis zu jenem letzten, bei dem man das Verfahren immer weiterer Herleitung von Sinn abbricht und so die letzte Grenze dessen erreicht hat, was für den verfolgten praktischen Zweck als unverfügbar behandelt wird. Solange derartige „unstated terms of contract“ in aller Selbstverständlichkeit verfügbar und über entsprechende Transzendenzverweise problemlos geltend zu machen sind, wirken auch die Grundregeln des Spiels als klar. Doch solche Klarheit verdankt sich nicht den Grundregeln selbst, sondern ist eine durchaus *nichttriviale* Interpretationsleistung der Spielteilnehmer, deren Erbringung und Durchführung in der „natürlichen Einstellung des Alltagsdenkens“ zwar einfach als gegeben angenommen wird, die aber nur solange unbemerkt bleibt, wie sie störungsfrei erbracht wird.

Genau währenddessen bestimmen die Grundregeln in für alle praktischen Zwecke ausreichend klarer und unveränderter Weise die Menge der überhaupt möglichen Sinndeutungen sowie Ereignisse und erlauben es insbesondere, alles Auftretende danach zu klassifizieren, ob es zum Spiel gehört, für das Spiel irrelevant ist oder das Spiel stört. Gerade so machen Grundregeln das, was im Spiel und um das Spiel herum geschieht, beurteilbar und verständlich. Eben dadurch versorgen sie die Spielteilnehmer sowie die Beobachter des Spiels mit einem spielspezifischen „sense of social structure“. Dieser äußerst theoriehaltige Begriff, den einst Aaron V. Cicourel in die Ethnomethodologie einführte,⁷⁷ lässt sich in seinem Changieren zwischen *genitivus objectivus* („Sinn einer sozialen Struktur“) und *genitivus subjectivus* („Sinn für eine soziale Struktur“) wohl am Besten als „Sinn von und für soziale Strukturen“ verdeutschen und dann auf die Kurzformel vom „Sinn sozialer Struktur“ bzw. vom „sozialen Struktursinn“ bringen. Denn einesteils legen genau die Grundregeln den „Sinn *des* Spiels“ fest; und andernteils erzeugt eben ihre Kenntnis bei den Teilnehmern und Betrachtern des Spiels jenen „Sinn *für* das

76 Zur Evolution sozialer Strukturen siehe W. J. Patzelt 2011 und 2012.

77 Freilich gibt Aaron V. Cicourel nirgendwo eine systematische Explikation dieses Begriffs; dessen bei Cicourel gemeinte Bedeutung muss aus seinen Verwendungsweisen erschlossen werden, etwa in A. V. Cicourel 1968, S. 3f. Eine wertvolle Systematisierung, der hier gefolgt wird, leistet K. Leiter 1980, S. 69-71. Peter Berger (1963) brachte die gleichen Gedanken in etwas anderer Akzentuierung auf das Begriffspaar von „man in society“ vs. „society in man“.

Spiel“, den zumindest die Teilnehmer brauchen, wenn sie das Spiel mit *seinem* Sinn als „soziale Tatsache“ hervorbringen wollen. Dieser Sinn *für* das Spiel ist außerdem meist solange an die *Bereitschaft* gekoppelt, sich *im* Sinn des Spiels „gemeinschaftsverträglich“ zu verhalten, d.h. als *bona fide*-Mitglied der Spielsituation zu agieren, wie nicht eben *umgekehrt* die *Diskreditierung* der auf solche Sinnbestände gerichteten Hintergrunderwartungen irgendwelche angestrebten *Vorteile* erschließt. In letztlich *dreifacher* Bedeutung des Begriffs „Gemeinsinn“ entsteht somit gerade aus den Grundregeln jener „sensus communis“ oder „common sense“, der seinerseits eine zentrale Ressource stabiler Interaktion und auch situationsübergreifender Ordnungsbildung ist: Gemeinsinn (a) als Sinn *der* hervorgebrachten sozialen Struktur(en), (b) als Sinn *für* die hervorgebrachte(n) Struktur(en), und (c) als *Bereitschaft*, am sinn- und strukturbildenden „reality work“ weiterhin teilzunehmen. Den lokal-situativen Ausgangspunkt der Erzeugung solchen Gemeinsinns beschrieb Garfinkel einst so: „The basic rules provide a behavior's sense as an action. They are the terms in which a player decides whether or not he has correctly identified ‚What has happened?‘. ‚Subjective meaning‘ is ‚attached‘ to a behavior in terms of these rules“. ⁷⁸ In anderen Worten: Gemeinsinn ist „gutwillig angewandte Hermeneutik“ und entfaltet sich in genau *dieser* Dimension von Transzendenz. ⁷⁹

b. „Präferenzregeln“: Wegweiser zum Transzendieren

Vor dem Hintergrund der Grundregeln eines Spiels lässt sich nun eine zweite Gruppe von Spielregeln ausfindig machen. Garfinkel nennt sie die „Regeln vorziehbaren Spiels“, was man als „Regeln vorziehbaren Handelns“ verallgemeinern und in einer kürzeren Wendung als „Präferenzregeln“ bezeichnen kann. Derartige Präferenzregeln geben an, welche der von den Grundregeln insgesamt zugelassenen Handlungen ein Spieler – je nach innerhalb des Spiels frei wählbaren Gesichtspunkten – vornehmen *soll*, wenn er sich für die Maßgeblichkeit des einen oder anderen Gesichtspunkts entscheidet. Solche Gesichtspunkte können sich unter anderem aus Überlegungen zur Effizienz, zur ästhetischen Überlegenheit, zur (Un-) Konventionalität mancher zugelassener Handlungen oder zur Verfügbarkeit von Präzedenzfällen ableiten lassen, beziehen sich also auf unterschiedliche „Stile“ des Gesamtspiels oder einzelner seiner Phasen bzw. Handlungssequenzen.

Die Präferenzregeln geben somit an, welche Interpretationen und Handlungen *unter einem mehr oder minder frei gewählten Gesichtspunkt* erfahrungsgemäß vorzuziehen sind, in welcher Richtung man also über rein kontingent sich einstellende *Normalformen* eines Spiels absichtlich hinausgelangen kann, diese also hin zu einer

⁷⁸ H. Garfinkel 1963, S. 195.

⁷⁹ Siehe hierzu im Beitrag „Transzendenz, politische Ordnung und beider Konstruktion“ dieses Bandes den Abschnitt über „Transzendenz als Hermeneutik“.

besonderen „praktizierten Form“ des Spiels transzendiert. Spielsysteme beim Fußball sind ebenso Beispiele für die Wirkungsweise solcher Präferenzregeln wie unterschiedliche Eröffnungsstrategien beim Schachspiel. Solche Präferenzregeln können reines Erfahrungswissen sein, sich aber auch irgendwann auch in Lehr- oder Ratgeberbüchern niedergelegt finden, und sie können die Form von *Maximen* annehmen (bei Schacheröffnungen etwa: „Versuche, die zentralen Felder zu kontrollieren!“ oder eines „*handlungsgenerierenden Codes*“⁸⁰ (z.B. beim Fußball: „Spiel Raumdeckung mit folgendem System ...!“), desgleichen die eines *Narrativs erfolgreicher Handlungsweisen* („So hat Gioacchino Greco das Kombinationsschach zur Blüte gebracht!“) oder eines *Mythos*, der sich um herausragende „Spieler“ rankt („So machte sich Franz Beckenbauer zum Libero und revolutionierte dadurch das seinerzeitige Fußballspiel!“). Konkret führen Präferenzregeln also zu Strategien und taktischen Verhaltensweisen. Zwar handelt es sich in diesem Zusammenhang stets um die Befolgung unterschiedlicher Präferenzregeln *innerhalb* einer durch *gleiche Grundregeln bestimmten* konstitutiven Ordnung von Ereignissen. Doch gerade dadurch verweisen sie auf Wege des Transzendierens solcher Stümperei, die zwar regelkonform, doch gerade nicht von einer Vision dessen geprägt ist, was sich innerhalb der unverfügbaren Regeln an höchst unterschiedlichen Spieldarstellungen erreichen ließe.

c. „Situationserzeugte Bedingungen“: das praktisch Unverfügbare

Das letzte für Beschreiben, Erkennen, Verstehen und Erklären von „Spielverhalten“ wichtige Konzept nennt Garfinkel die „spielerzeugten Bedingungen“, was sich zu „situationserzeugten Bedingungen“ verallgemeinern lässt. Es geht hier um jene Bedingungen, welche durch die korrekte Befolgung der Grundregeln – nicht von Präferenzregeln – als für jedes Spiel und für seine einzelnen Situationen *spezifische Umstände* erzeugt werden. Sie muss jeder Spieler bei seinen auf das Spiel zielenden Sinndeutungen und Handlungen in Rechnung stellen, wenn er erfolgreich spielen will.⁸¹ Offenkundig bestimmen die situationserzeugten Bedingungen nicht die *Korrektheit* einer Entscheidung, sondern sind ein – sehr wichtiges – Kriterium dafür, ob eine korrekte Entscheidung auch *erfolgsträchtig im Sinn der Spielidee* sein dürfte. Beispielsweise ist es ganz korrekt, beim Schach seine Dame ungedeckt zu platzieren. Da aber jede Stellung auf dem Brett von beiden Spielern gleichermaßen eingesehen werden kann, ist eben *diese* von den Grundregeln des Schachs erzeugte

80 Siehe hierzu unten den Abschnitt 5.4.

81 Die spielerzeugten Bedingungen sind nicht zu verwechseln mit den im Lauf des Spiels sich – hochgradig kontingent, doch durchaus pfadabhängig – ergebenden taktischen Lagen. Diese sind nicht Gegenstand von Garfinkels Spieltheorie, sehr wohl aber sehr wichtige Gesichtspunkte in jedem konkreten Spiel.

„spielerzeugte Bedingung“ ursächlich dafür, dass gewiss verlieren wird, wer oft genug einen *solchen* zulässigen Zug macht.

Vier Eigenschaften solcher situationserzeugter Bedingungen hebt Garfinkel besonders hervor. *Erstens* beschreibt die Formulierung situationserzeugter Bedingungen charakteristische Merkmale einer Situation, die von deren Mitgliedern als unmittelbar sinndeutungs- und handlungsprägend erfahren werden. *Zweitens* entstehen situationserzeugte Bedingungen ganz unabhängig von den konkreten Gewinn- und Verlustchancen der Spielteilnehmer, ermöglichen aber deren Abschätzung. *Drittens* sind situationserzeugte Bedingungen während des ganzen Spielverlaufs „unverfügbar“: Sie treten – je nach den wechselseitigen Spielzügen – ein oder nicht ein, und zwar ganz unabhängig davon, ob man sich das wünscht oder nicht. *Viertens* bestehen die situationserzeugten Bedingungen in ihrer jeweiligen Form und als „unverfügbar“ genau und nur solange, wie der konstitutive Akzent nicht verändert wird, also wie die für ein bestimmtes Spiel konstitutiven Erwartungen nicht verändert werden.⁸² Deren Bestehen und Aufrechterhaltung sicherzustellen, ist eine erhebliche – anhand der Methoden der „politics of reality“ erbrachte – soziale Leistung der Spielteilnehmer.

d. Soziale Ordnung als über Transzendenzreurse „bewirkter Bestand“

Der gesamte Bestand an Elementen, die ein Spiel kennzeichnen, wird somit *allein durch die Spieler* als deren *hier und jetzt existierende Wirklichkeit* bewirkt. Innerhalb dieses „bewirkten Bestands“⁸³ an Wirklichkeitselementen als kompetentes Mitglied zu agieren, trägt zur *Verstetigung* dieser an sich ganz artifiziellen Situation bei. Und glückt den Situationsmitgliedern dies alles *routinemäßig*, so richten sie alsbald ihre Erwartungen ebenfalls darauf, dass ihnen derlei auch künftig in aller Selbstverständlichkeit gelingen werde. Eben davon ausgehend beginnen sie wiederum, ihre *aktuelle* Situation in gerade dieser *Perspektive* und somit von jenem „Transzendenzbezug“ her zu definieren, den die Grundregeln des Spiels sowie deren impliziten Voraussetzungen erzeugen. Was die Spielteilnehmer *gerade* erleben, wird ihnen dergestalt als „Durchlaufsituation“ eines „an sich gegebenen“ und als solches „unverfügbaren“ Situationsgefüges erscheinen – obschon sie doch *selbst* das Spiel begonnen haben und es eigentlich jederzeit beenden können. Genau damit

82 Sobald man die jeweils „äußersten“ Kontexte konstitutiver Erwartungen mit dem Begriff der Transzendenz bezeichnet, zeigt sich aufs Klarste, wie „Transzendenz“ und „Gemeinsinn“ zusammenwirken: Auf Transzendenz gerichtete Hintergrunderwartungen sichern jene Grundregeln, die ihrerseits den Sinn sozialer Struktur erzeugen – dem entlang zu handeln wiederum jene Hintergrunderwartungen verselbstständlicht.

83 Zu diesem sehr theoriehaltigen ethnomethodologischen Konzept siehe W. J. Patzelt 1987, S. 98-100.

aber verkehrt sich – in der „natürlichen Einstellung des Alltagsdenkens“ ganz unbemerkt – das Verhältnis zwischen „Schöpfer“ und „Geschöpf“: Soziale Strukturen, in der Logik von Spielen konstruiert und reproduziert, wirken dann wie „Gehäuse“, in die man eintreten und sich voll Vertrauen auf deren Statik bewegen kann.⁸⁴ Tatsächlich sind sie *auch* solche Gehäuse. Sie sind es aber nur solange, wie hinlänglich viele Menschen sie weiterhin hervorbringen und aufrechterhalten, und zwar idealerweise „wirklichkeitskonstruktiv naiv“, also ohne Wissen darüber, was sie da tun. Andernfalls träte nämlich das Tausendfüßlerproblem auf: So wie dieser kaum vorankäme, müsste er jedes seiner Beine in *bewusster* Koordination mit den anderen bewegen, misslingt unter ausführlichem Reflektieren üblicherweise, was beim *unbemerkten* Vollzug noch keinerlei Problem ist – also solange nicht, „wie man sich keine überflüssigen Gedanken macht“. Sobald man hingegen die Prämissen seines Tuns, obschon *selbst* gesetzt, wie „unverfügbar“ wahrnehmen und als *eigene Ausgestaltungsmöglichkeit* gleichsam „vergessen“ kann, sich also „im Transzendenten geborgen“ fühlt, stellt sich derlei „konstruktive Naivität“ wie von selbst ein.

Jene fraglose Benutzung der Erwartung, alles sei und bleibe so, wie bislang erlebt, nennt Garfinkel „Vertrauen“: „Say of persons, in that their treatments of interpersonal environments – whether they be game environments or otherwise – are governed by constitutive expectancies, that they *trust* each other. ... To say that one person ‚trusts‘ another means that the person seeks to act in such a fashion as to produce through his action or to respect as conditions of play actual events that accord with the normative order of events depicted in the basic rules of the play. Alternatively stated, the player takes for granted the basic rules of the game as a definition of his situation, and that means of course as a definition of his relationship to others“.⁸⁵ Wie bei Luhmann ist Vertrauen somit ein „Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität“.⁸⁶ Und je weiter – zeitlich wie räumlich – jene konstitutiven Erwartungen reichen, mit denen man in diesem Sinn vertrauensvoll umgeht, um so mehr (Spiel-) Situationen lassen sich dann auch koordinieren und ineinander einbetten: von „echten“ Spielsituationen über das Situationsgefüge in jener Organisation, in der man arbeitet, bis hin zum höchst komplexen Situationsgefüge einer ganzen Gesellschafts- oder Staatsordnung.

Außerdem lässt sich aus Garfinkels Spieltheorie noch der Begriff des „Verstehens“ ableiten. Dieses entsteht bei der Konzertierung alltagspraktischer Sinndeutungen und Handlungen durch – zu Situationsdefinitionen führende – Interpretationsverfahren und Darstellungsleistungen. Es füllt die – neben dem „Transzendieren“ und der „Unverfügbarkeit“ – dritte, nämlich hermeneutische Dimension des

84 Wiederum ist eine Schnittstelle zum Evolutorischen Institutionalismus und seinem Generationskonzept erreicht; siehe oben Anm. 2 und 3.

85 H. Garfinkel 1963, S. 193f.

86 Siehe N. Luhmann 1973. In W. J. Patzelt 1987, S. 292, Anm. 102, wird gezeigt, auf welche Weise N. Luhmann auf H. Garfinkels Arbeiten Bezug nahm.

Transzendenzbegriffs⁸⁷ inhaltlich. Es sind nämlich genau die Grundregeln, die Präferenzregeln und die situationserzeugten Bedingungen gemeinsam jene *Kontexte*, die – wann immer nötig – mittels spielspezifischer Darstellungstechniken (bei Garfinkel: „accounts“) aufgezeigt werden und die man dann bei der Nutzung von Interpretationsverfahren als deren inhaltliche Auffüllung verwendet: Eben anhand dieser Kontexte aber wirken die „interpretive devices people use to give meaning and pattern to social conduct“.⁸⁸ Ist eine Situation also erst einmal durch *regelgeleitetes* Handeln so aufgebaut, dass sie anhand eben dieser Regeln „account-able“ ist und interpretiert werden kann, so lässt sie sich auch *im gemeinsam gemeinten* Sinn verstehen, d.h. entlang eines *nicht-fiktiven* „sense of social structure“ erschließen. Umgekehrt meint „Fremdverstehen“ einer Situation stets, dass eine interpretierende *Rekonstruktion* der bei ihrer Hervorbringung benutzten Regeln gelingt – und somit des in ihre soziale Struktur investierten Sinns.

Handeln nun Menschen in einer Weise, die sie ihre Handlungen wechselseitig in aller Selbstverständlichkeit begreifen lässt und routinemäßig Vertrauen erzeugt, so *entsteht Normalität*: Anhand der situativ benutzten Grundregeln, Präferenzregeln und situationserzeugten Bedingungen lassen sich alle durchgeführten Sinndeutungen und Handlungen als im jeweils spiel- bzw. situationsspezifischen Sinn typisch, wahrscheinlich, vergleichbar, in einem kausalen Zusammenhang stehend, instrumentell effizient, nach einer hier und jetzt bestehenden Ordnung notwendig und obendrein – unter den Spielteilnehmern – als substanziell kongruent einschätzen. Auf diese Weise können die auch im Alltagsdenken zusammenhängenden Begriffe des Vertrauens, des Verstehens und der Normalität präzise aufeinander bezogen, dabei systematisch aus den ethnomethodologischen Theoremen zur Konstruktion sozialer Wirklichkeit abgeleitet und genau darüber präzise in die Analyse der Rolle von Transzendenz und Gemeinsinn für die Konstruktion politischer Ordnung einbezogen werden.

5.3 Grenzen realer Unverfügbarkeit: die Merkmale alltagspraktischer Regelverwendung

Da Spielsituationen wegen ihrer Differenz zum Alltagsleben besondere Konstruktionsmerkmale aufweisen, unterscheiden sich auch die in ihnen verwendeten Regeln in mancherlei Weise von alltagspraktisch benutzten Regeln, wie sie etwa das Zusammenwirken in Organisationen und Institutionen prägen. Fünf Differenzmerkmale sind besonders hervorzuheben. Sie durchzugehen, erschließt den im *Alltagshan-*

87 Siehe die entsprechenden Ausführungen im Beitrag „Transzendenz, politische Ordnung und beider Konstruktion“ dieses Bandes.

88 K. Leiter 1980, S. 26; siehe zu Regeln auch ebenda S. 235.

deln wirklichkeitskonstruktiven Gebrauch von Regeln, Normen und jenen Transzendenzrekursen, über welche diese ihren Sinn erhalten.

Erstens sind Spiele von den sie umgebenden sozialen Strukturen deutlich abgehoben. Zwar reichen Spielregeln nie aus, um *vollständig* die konstitutive Ordnung der im Spiel möglichen Ereignisse zu beschreiben, weshalb sie stets auch auf die außerhalb der Spielsituation verfügbaren alltagspraktischen Regeln angewiesen sind. Doch jene von außerhalb der Spielsituation „hereingeholten“ Regeln präjudizieren nie den konstitutiven Akzent des Spiels. Dessen „konstitutive Ordnung von Ereignissen“ festzulegen, steht vielmehr allein den Spielteilnehmern zu, welche diese Festlegung durch den Akt der *Entscheidung* für ein *spezielles* Spiel treffen. Alltagssituationen sind hingegen meist in hierarchisch aufgebaute soziale Strukturen eingebettet. Regelmäßig agiert man im Wirkungsfeld von Organisationen und Institutionen, die auch ohne das eigene Zutun bestünden. In ihnen wird von Vorgesetzten aller Art – und meist anhand hierarchisch strukturierter Rechts- und Verhaltensnormen – festgelegt, was in den ihnen unterstellten Bereichen sozialer Wirklichkeit als konstitutive Ordnung von Ereignissen gelten soll. Damit sind aber dem „reality work“ auf den nachgeordneten Ebenen seine Grundregeln bereits vorgegeben, so dass auf der nächsten Hierarchiestufe nur noch Präferenzregeln frei gewählt werden können. Diese wiederum können für die *nächsttiefere* Ebene durch entsprechende Weisungen zur Definition einer konstitutiven Ordnung der *dort* hervorzubringenden Ereignisse benutzt und so zu Grundregeln *jener* Ebene gemacht werden. Dieses Verfahren lässt sich bis zur untersten Ebene jeder Organisations- oder Sozialstruktur fortsetzen, nämlich hin bis zu jenen Einzelpersonen, die konkrete Anweisungen ohne weitere Delegationsmöglichkeiten auszuführen haben. So entsteht eine „Filiation von Regeln“, wobei die Benutzung einer Regel als Grund- oder Präferenzregel ganz davon abhängt, auf welcher hierarchischen Ebene ein Akteur handelt.

Diese Filiation stellt dann jenen *Kontext* dar, auf den eine konkrete Regel verweist. Nur *innerhalb* dieser Filiation ist deshalb ihr Sinn *angemessen* zu deuten. Nichts anderes besagt die aus der juristischen Methodenlehre bekannte „systematische Interpretation“. Allerdings wird nicht jeder Regelbenutzer bezüglich dieses Kontexts – und somit hinsichtlich des Sinns einer Regel – gleichermaßen kompetent sein. Deshalb kommt es im regelverwendenden Alltagsleben von und zwischen Organisationen immer wieder zu mancherlei Fehlinterpretationen (etwa zur Verkehrung der *ratio legis* in ihr Gegenteil, oder zu Missverständnissen aufgrund unterschiedlicher normativer Deutungen des gleichen Vorgangs), die in Spielsituationen wegen der dort viel einfacheren Interpretationslage meist ausgeschlossen sind. Vor allem aber verwischt sich leicht der Gebrauch von Regeln als Grundregeln mit ihrem Gebrauch als Präferenzregeln, wenn – wie im Alltagsleben nicht selten – hierarchische Positionen gerade nicht völlig klar aufgewiesen und gegeneinander abgegrenzt werden. Dazu kommt es etwa beim Agieren einer „verfassungsmäßig nicht

vorgesehenen“ Ehefrau des Regierungschefs in dessen Staatskanzlei oder bei der gleichberechtigten pluralistischen Konkurrenz weltanschaulich auseinanderliegender Gruppen. Auch werden ohne klare organisationelle Rollenzuweisung in einem Unternehmen agierende Nachkommen von Chefs ebenso zur Quelle von Verhaltensunsicherheit wie politische oder gar religiöse Führer, bei denen man nicht (mehr) an die Redlichkeit ihrer Transzendenzreurse glaubt. In allen solchen Fällen entsteht Verunsicherung über die konstitutive Ordnung der zu erwartenden Ereignisse, woraus Störungen bei der Konzertierung von Sinndeutungen und Handlungen und Risse im „sense of social structure“ resultieren.

Zweitens sind Spiele typischerweise „eingekapselte Episoden“. Das meint, dass sie nach dem Ablauf bestimmter Zeit, nach der Vornahme einer bestimmten Anzahl von Zügen oder nach dem Eintritt eines bestimmten Ereignisses abgeschlossen sind. Zu diesem Zeitpunkt sind Erfolg oder Misserfolg klar erkennbar und ist es keinesfalls nötig, erst einmal spätere Entwicklungen abzuwarten, um ein klares Bild von dem zu gewinnen, „was herausgekommen ist“. Im Gegensatz dazu sind alltägliche Situationen oft gerade keine „eingekapselten Episoden“. Auch was in ihnen einst ganz kontingent begann, etwa eine kurze Affäre zwischen einem Chef und seiner Mitarbeiterin, geht fortan in Abhängigkeit vom damals eingeschlagenen Pfad weiter. Also ist auch der entlastende Deutungskontext, eine Situation werde mitsamt ihren Geschehnissen „nun bald vorbei sein“, oft nicht verfügbar.⁸⁹ Aus diesem Grund haben konstitutive Erwartungen im Alltagsleben eine ganz andere Bedeutung als im Spiel. Dort ist nämlich den Grundregeln nicht so leicht zu entkommen wie im Spiel, das man entweder gar nicht aufnimmt, gegebenenfalls abbricht oder zumindest schnell beendet. Eben dies führt zu einem anderen Umgang mit den Grundregeln sowie zu anderen Anforderungen an deren Beschaffenheit. Da sie nicht – wie im Spiel – nach Ablauf einer bestimmten Zeit ohnehin ihre Normierungskraft verlieren, liegt die Versuchung nahe und wird oft sogar zum rationalen Imperativ, sich eben *nicht immer* an sie zu halten, ja derartiges „eigentlich abweichende“ Verhalten sogar – in gewissem Rahmen – als „normal“ sowohl zu erwarten als auch zu akzep-

89 Spannende und spannungsreiche Mischungsverhältnisse zwischen „Spielsituationen“ und „Echtlebenssituationen“ lassen sich dort vorfinden, wo – wie im Tennis – die Rolle des „professionellen Spielers“ oder – wie beim Berufsfußball – die Veranstaltung von Spielsequenzen als eigener Wirtschaftszweig entstanden ist. Es zeigt sich dann, dass es sehr schwierig werden kann, die besondere Regelstruktur des Verhaltens *im* Spiel gegen die Normstrukturen des „Verhaltens *um das Spiel herum*“ abzuschotten. Dennoch ist solche Abschottung unabdingbar, können doch Kriterien für spielerische Performanz und Professionalität auf dem Platz allein aus dem Spiel selbst abgeleitet werden. Sobald hingegen Spiele – wie etwa die Tour de France, oft aber auch Boxkämpfe – nach Regeln außerhalb des Spiels „frisirt“, verfälscht, nachgerade manipuliert werden, bricht meist auch das Interesse am Spiel und somit die (wirtschaftliche) Grundlage des „professionellen“ Spielers sowie des spielsequenzveranstaltenden Wirtschaftszweigs zusammen. Hinsichtlich der Politik werden derlei Phänomene und Probleme unter Rubriken wie „Medialisierung“, „(rein) symbolische Politik“ oder „Korruption“ erörtert.

tieren. Immerhin sind nicht nur im Spiel, sondern gerade im „richtigen Leben“ sehr oft Vorteile durch Unberechenbarkeit, Vertrauensbrüche oder wenigstens ganz überraschendes Verhalten zu erzielen. Genau das aber verstärkt die Versuchungen, so zu handeln, und stattet manchen Regelbruch mit Rationalität aus. Nicht anders geht man in der – gerade auch politischen – Praxis mit so manchem Transzendenzrekurs um, den man zur Kenntnis nimmt ohne zu ignorieren, dass ihm das tatsächlich an den Tag gelegte Verhalten durchaus widerspricht.

Praktiziert freilich jeder und allzu oft derartige Regelbrüche, so verflüchtigen sich bald alle Vorteile, die aus gemeinsamer Regelbefolgung resultieren. Im Grunde liegt also ein Allmende-Problem vor.⁹⁰ Um es zu bewältigen, also wenigstens eine Mindestzahl an konstitutiven Erwartungen vor häufiger Diskreditierung sowie das Bestrafungssystem selbst vor Überlastung zu schützen, müssen im Alltagsleben deshalb die Grundregeln viel *weniger* rigid und klar sein, als sie es in Spielsituationen sein *können*.⁹¹ Dann aber verlangen sie den Akteuren auch viel mehr an konkreten Deutungsleistungen und an vorgelagerter Interpretationskompetenz ab, um in der Mannigfaltigkeit jener alltagsweltlichen Situationen, in denen sie heranzuziehen sind, auch *korrekt* angewendet werden zu können. Wegen solcher besonderer Interpretationsbedürftigkeit aber verschwimmen erst recht die Grenzen zwischen unverfügbaren Grundregeln und bloßen Präferenzregeln. Und sind schon die Grundregeln viel weniger eindeutig als in Spielsituationen, so wirkt sich dies erst recht auf die situationserzeugten Bedingungen aus. Das aber wird dann auch besonders oft zur Desorientierung und zum zwar gutwilligen, doch irrigen Handeln führen. Dem muss wiederum in besonderer Weise durch die Vorfeldmethoden der „politics of reality“ entgegengewirkt werden.⁹² Zumal ist auf die Ausgrenzung hartnäckiger Störer hinzuwirken.

Denn vor allem gilt: Zwar müssen alltagspraktische Regelverletzungen erwartet und in bestimmten Grenzen auch toleriert werden; doch die jeweils verletzten Regeln dürfen ihrerseits nicht zur Disposition gestellt werden, weil eben dies den konstitutiven Akzent veränderte, unter dessen *Wirkung* sogar *verletzte* Regeln durch die Vorfeld-, Entproblematisierungs- und Ausgrenzungsmethoden der „politics of reality“ als *dennoch* geltend aufgewiesen und gesichert werden können. Beispielsweise darf die Tatsache, dass ein Straftatbestand keine große Rolle mehr spielt, nicht unbeschten zum Anlass genommen werden, den entsprechenden Paragraphen abzuschaffen. Dadurch würde nämlich der konstitutive Akzent verändert, und zwar mit der Folge, dass die den erreichten Zustand gewährleistenden „politics of reality“ fortan erschwert oder eben verunmöglicht würden: Erlaubt ist nämlich im Grenzfall alles, was nicht verboten ist. Vor diesem Hintergrund leuchtet dann auch ein, wa-

90 Siehe E. Ostrom 1990.

91 Vgl. H. Helsper 2011.

92 Siehe W. J. Patzelt 1987, S. 116-118, sowie die einschlägigen, mit Beispielen versehenen Passagen in W. J. Patzelt 1998.

rum Transzendenzreurse im Einzelfall zwar heuchlerisch sein mögen, selbst aus dem Mund von Heuchlern aber Besseres zeitigen, als sich beim Verzicht auf sie einstellen würde.

Weil es sich obendrein bei alltagsweltlichen Situationen meist nicht um „eingekapselte Episoden“ handelt, ist dort auch der Prozess der Sinndeutung dessen, was sich in ihnen ereignet hat oder entstanden ist, nicht mit dem Ende der Interaktion abgeschlossen. Vielmehr bleiben gerade Alltagssituationen der retrospektiv-prospektiven Interpretation und somit der Um- und Neudeutung zugänglich, womöglich auch bedürftig. Ob etwa Hochverrat oder eine revolutionäre Tat vorliegt, ist bekanntlich eine Frage des Zeitpunkts der entsprechenden Handlung, der faktisch anschließenden Entwicklung sowie der retrospektiven Interpretationsneigungen der Sieger im entsprechenden Machtkampf. Auch diese Zusammenhänge ändern die Rolle von Grundregeln: Sie allein reichen zur Orientierung nicht mehr aus und verlieren dadurch ihren Status als Hauptbezugspunkt konstitutiver Erwartungen. Ganz im Gegensatz zur Lage bei Spielsituationen können sich konstitutive Erwartungen im Alltagsleben ja geradezu auf die Verletzung oder Veränderung bisheriger Grundregeln richten, zumal in vorrevolutionären Zeiten oder während eines Umbruchs. Eben das macht soziale und politische Wirklichkeit immer wieder besonders verletzlich und fragil, wenn die bisherigen „politics of reality“ versagen und immer mehr bisherige Hintergrunderwartungen von immer mehr Menschen in immer mehr Alltagssituationen diskreditiert werden – wie vor nicht einmal drei Jahrzehnten während Ostdeutschlands Friedlicher Revolution. Und je höher zumal eine politische Ordnung mit ihren Transzendenzrekursen hinauswill, desto leichter und tiefer riskiert sie in solchen Zeiten zu fallen.

Drittens sind in Spielsituationen die Unterschiede zwischen einerseits den intersubjektiv voraussetzbaren und tatsächlich auch vorausgesetzten Kontexten der Spielteilnehmer sowie andererseits deren rein privaten, unveröffentlichten Kontexten oder Codes, gemäß welchen sie gegebenenfalls *auch* handeln, von viel geringerer Bedeutung, wenn es darum geht, Handlungen als „korrekt“ oder Ergebnisse als „so und nicht anders“ zu identifizieren. Dass allen Sinndeutungen konstitutive Erwartungen zugrunde liegen müssen, die ihrerseits auf die Grundregeln gerichtet sind, ist in Spielen ganz fraglos; und deshalb gibt es auch kein Bedürfnis, ohne konkreten Anlass auf *andere* Erwartungen und Kontexte als jene zu rekurrieren, die ein *bona fide*-Spieler eben mit dem Spiel verbindet. In alltagsweltlichen Situationen aber sind dergleichen Unterschiede zwischen „offiziellen“ und „privaten“ Kontexten wesentlich größer. Diese Tatsache wird von den Akteuren auch routinemäßig in Rechnung gestellt – zumal in der Politik, wo kaum einer annimmt, es ließen sich „sachliche“ Differenzen klar von „persönlichen“ Differenzen trennen. Deshalb erfolgen beim Alltagshandeln Sanktionen bei Verstößen gegen die konstitutiven Erwartungen selten sofort; vielmehr wird meist abgewartet, ob nicht eine *akzeptable* Differenz zwischen „offizieller“ und „privater“ Sichtweise derlei Verstöße *rechtfertigen*.

tigen könne. Oft *hofft* man sogar auf alsbaldige Darstellungsleistungen Alters, die dessen unverkennbaren Regelverstoß zu entproblematisieren erlauben; und nicht selten fragt man sich auch, ob der Regelverstoß nicht eher ein *Mitteilungsversuch* wäre, der Grundregeln weniger missachtete denn vielmehr als unausgesprochenen Bezugsrahmen des eigentlich Mitgeteilten *verwendete*.

Weil kompetente Akteure die entsprechenden Interpretationsnotwendigkeiten beim Alltagshandeln sowohl voraussetzen als auch – innerhalb gewisser Grenzen – routinemäßig bewältigen, ändert sich einmal mehr die Rolle von Grundregeln. Weder *können* sie sich in der für Spiele typischen Rigorosität herausbilden, noch besteht oft überhaupt *Bedarf* an derart klaren Grundregeln; eher wären sie ein Hemmnis für gerade *andernfalls* recht unproblematisch ablaufende Alltagsinteraktionen. Das rührt nicht zuletzt daher, dass – statt in den „eingekapselten Episoden“ *einzelner* Spiele – die alltäglich Agierenden ihre Sinndeutungen und Handlungen stets *zugleich* in einer *Vielzahl* von Situationen, Rollen und Rücksichtnahmen auf unterschiedliche Bezugsgruppen durchführen. Unter solchen Umständen ist es ohnehin kaum möglich, in einer *speziellen* Situation eine völlige Übereinstimmung zwischen den *intersubjektiv* situationsangemessenen Kontexten und jenen hier und jetzt *auch* relevanten „*privaten* (Überschuss-) Kontexten“ herbeizuführen, über die man – dank der Kompetenz zur Übernahme anderer Rollen – ebenfalls verfügt und die womöglich – so die eigene Wahrnehmung – auch in die jetzige Situation hineinspielen. Die deshalb ganz übliche Diskrepanz zwischen „*offiziellen*“ und „*privaten*“ Kontexten, etwa zwischen „*Schein*“ und „*Sein*“, lässt sich im Alltagshandeln aber gerade nicht bedeutungs- und wirkungslos halten, weil sie höchst unmittelbar die Interpretationen und Darstellungsleistungen der Akteure prägt.

Viertens werden in Spielsituationen die Annahmen und Verhaltensweisen des Alltagslebens in großem Umfang suspendiert. Vor den Schach- oder Fußballregeln sind wirklich alle gleich. Also entsteht im Verlauf von Spielen eine „*artificial world in microcosm*“.⁹³ Diese Suspendierung des Alltags, diesen Aufbau einer künstlichen, alltagsfernen Wirklichkeit können *Ego* und *Alter* ganz nach ihren persönlichen Wünschen herbeiführen oder unterlassen; und enttäuscht sie ihr Spiel, so steht es ihnen jederzeit frei, es abubrechen oder sich ihm zu entziehen, womit sie rasch wieder in ihre Alltagswelt zurückkehren. Genau dies verleiht den das Spiel erzeugenden Grundregeln und den es aufrechterhaltenden konstitutiven Erwartungen ihre Eigenart: Gerade weil es *jenseits* des Spiels eine „*sichere Zuflucht*“ gibt, zumindest eine Möglichkeit des Rückzugs vor den im Spiel erfahrenen Problemen, Kränkungen und Niederlagen, ist es *erträglich*, selbst dann gemäß den Regeln des Spiels zu handeln, wenn man Nachteile oder, in Niederlagen, die Kränkung persönlichen Ehrgeizes in Kauf nehmen muss. Gerade die *Künstlichkeit* der Spielsituation erzeugt somit deren *Stabilität*.

93 H. Garfinkel 1963, S. 207.

Im Allgemeinen gibt es aber für Alter keine „sichere Zuflucht“, wenn ihn die Grundregeln der *Alltagswelt* in die Enge treiben. Ein Schlupfloch bietet dann zwar der Weg in die Tröstungen von Religion, in die Parallelwelt einer Geisteskrankheit oder ins Verschwindenlassen der Alltagswelt durch den Freitod. Alter wird sich also meist mit den alltagsweltlichen Grundregeln arrangieren müssen – oder wird, wenn dies nicht ohne erhebliche Nachteile abgeht, einen Regelverstoß erwägen. Die Stabilität jener Grundregeln, die Alter belasten und gegen die zu verstoßen er deshalb erwägt, wird im Alltagsleben also gerade nicht durch ihre akzeptierte Künstlichkeit, sondern allein durch ihre faktische Unentrinnbarkeit, nur durch das Ausmaß *zusätzlicher* Nachteile verbürgt, die mit einem Regelverstoß einhergehen *können*. Das aber führt dazu, dass die alltagsweltlichen Grundregeln *prinzipiell* schwach sind: Alter kann *abwägen*, ob Verstöße sich lohnen; und lohnen sie sich, so steht nicht einfach nur ein alltagsfernes Spiel zur Disposition, sondern nichts anderes als die anhand von regelbefolgendem Handeln aufrechterhaltene Struktur der Alltagswirklichkeit. Dies wiederum stellt Ego meist in Rechnung. Deshalb gesteht er Alter von vornherein einen gewissen Spielraum im Umgang mit den Grundregeln zu und ist grundsätzlich bereit, diese in einer auf Alters Nöte eingehenden Weise auszulegen. Dadurch wird aber die Interpretationsbedürftigkeit der Grundregeln noch weiter gesteigert, obwohl sie doch „eigentlich“ als verbindliche *sic et non*-Regeln aufrechterhalten und aufgewiesen werden müssten. Dieses Spannungsverhältnis in den „politics of reality“ auszuhalten und gerade *in den Dienst* gemeinsamer Wirklichkeitskonstruktion zu stellen, ist eine gewaltige kulturelle Leistung. Wie schwer sie selbst unter günstigen Umständen zu erbringen ist, zeigt der Blick auf den üblicherweise weder rein taktischen noch ganz prinzipienreiterischen Umgang mit Transzendenzrekursen in freiheitlichen Gesellschaften.

Fünftens bleiben die Grundregeln in den „eingekapselten Episoden“ von Spielen die ganze Zeit über unverändert. Genau dies ist schließlich der konstitutive Akzent eines Spiels. Die Kenntnis dieser Grundregeln können *Ego* und *Alter* überdies wechselseitig voraussetzen, so dass auch alle verwirrenden Spielzüge vor diesem Hintergrund wenigstens in einer ersten Annäherung zu deuten und zu verstehen sind. Doch auch diesbezüglich sind alltagsweltliche Situationen ziemlich anders aufgebaut. Bei ihnen handelt es sich ja meist gerade nicht um „eingekapselte Episoden“, sondern um *konsequenzenreiche* Interaktionen, die fast jederzeit in andere Situationen *übergehen* können, die ihrerseits von *anderen* Grundregeln bestimmt werden. Folglich gibt es keinerlei Garantie dafür, dass die Menge der herangezogenen Grundregeln unverändert bleibt. Je nach improvisierter oder geplanter Strategie kann Ego – gegebenenfalls gemeinsam mit Tertius – es sogar darauf anlegen, Alter die Grundregeln eines anderen Spiels aufzuzwingen, ja ihn möglicherweise durch überlegtes Herbeiführen des Zusammenbruchs bisheriger Selbstverständlichkeiten um seine Orientierungsfähigkeit und gar Handlungskompetenz zu bringen. Jemanden fallweise hereinzulegen, intrigenartig zu täuschen oder ihn in eine „totale Insti-

tution“ wie eine Psychiatrieanstalt oder ein Konzentrationslager zu verbringen, sind die Hauptanwendungsweisen dieser Praktik.

Zudem können selbst Teilnehmer an der *gleichen* Situation nicht grundsätzlich die Kenntnis der jeweils tatsächlich herangezogenen oder immerhin heranzuziehenden Regeln *wechselseitig* voraussetzen. Im Gegenteil wird man routinemäßig davon ausgehen, dass *Alter*, selbst wenn er gemeinsam bekannte Grundregeln befolgt, überdies die Grundregeln für ein ganz anderes Spiel *in petto* hat und sie auch benutzen sowie auf sie seine konstitutiven Erwartungen richten würde, sobald er sich davon Vorteile verspräche. Wegen seiner unvollständigen Information über die bereits – oder womöglich demnächst – relevanten Grundregeln seiner Interaktion mit *Alter* muss Ego deshalb versuchen, solche Doppel- oder Mehrdeutigkeiten rechtzeitig zu durchschauen. Möglicherweise wird er auch seinerseits andere Grundregeln für andere Interaktionen *in petto* haben und sich rechtzeitig Verbündete zu deren Durchsetzung suchen. Ein solches Verhalten aber bringt grundsätzlich Misstrauen ins Miteinander und höhlt die Erfolgsbedingungen stabiler Wirklichkeitskonstruktion aus. Regeln verlieren dann viel von ihrem Nutzen als effizienten Durchführungsmitteln von „reality work“ sowie der Konstruktion sozialer Wirklichkeit. Auch das alles kennzeichnet den Umgang mit Transzendenzrekursen beim Ringen um gesellschaftliche und politische Ordnung und macht in ihr dasjenige, was wirklich „unverfügbar“ ist, viel weniger klar, als man es in Spielsituationen vorfindet. Richtet man seinen Blick auf das alles, so zeigt sich: „The use of norms is a far more mysterious process than one would ordinarily suppose“.⁹⁴ Kein Zweifel: Regeln so zu verwenden, dass die mittels ihrer zu bewerkstelligende Wirklichkeits- und Ordnungskonstruktion *nachhaltig gelingt*, erfordert wahrhaft kunstvolles „judgemental work of using and reorganizing rules in ongoing social scenes“.⁹⁵

5.4 „Unverfügbare“ Präferenzregeln

In vielen Fällen liegen die Dinge aber noch komplizierter, als das im letzten Abschnitt ausgeführt wurde. Exemplarisch zeigt das eine 1974 erschienene ethnomethodologische Untersuchung,⁹⁶ deren zentrale Befunde sich unschwer auf den diskursiven Umgang mit Narrativen und politischen Mythen übertragen lassen, dafür aber erst einmal ihrer ethnomethodologisch wichtigen Merkmale präsentiert werden müssen.⁹⁷ Das geschieht am besten sehr gegenstandsnah.

94 L. Churchill 1971, S. 184.

95 K. Leiter 1980, S. 64.

96 D. L. Wieder 1974.

97 Der nachstehende Text folgt stellenweise eng W. J. Patzelt 1987, S. 194-200.

a. „Insassencodes“ und Ordnungskonstruktion

Ein Resozialisierungsheim für drogenabhängige Jugendliche in Los Angeles erbrachte nicht die erhofften Ergebnisse. D. Lawrence Wieder erhielt den Auftrag, in einer mehrmonatigen Beobachtungs- und Interviewstudie die Ursachen dafür ausfindig zu machen. Zunächst einmal fiel ihm auf, dass die Insassen, ganz im Gegensatz zur resozialisierenden Absicht des Heims, bewusst Distanz zum Personal hielten, ja sogar räumliche Nähe oder Gespräche mieden, den Mitarbeitern des Heims mit Mangel an Respekt, ja gar Antipathie begegneten, am Gemeinschaftsleben Desinteresse bekundeten, sich nur im zwingend verlangten Umfang an den angebotenen Aktivitäten beteiligten, pädagogisch gemeinte Unternehmungen ins Leere laufen ließen, unzuverlässig waren, oft logen und noch öfter gegen die Regeln des Heims verstießen. Den ihnen „eigentlich“ angebotenen Handlungsvorlagen und jenen Regeln, die sie in ein „normales“ Leben zurückführen sollten, folgten sie durchaus nicht. Vielmehr pflegten sie solche Verhaltensweisen, die zwar ganz im Widerspruch zum eigentlich Angestrebten standen, dennoch aber ihnen selbst – und nicht minder den Angestellten des Resozialisierungsheims – als ganz normal und selbstverständlich vorkamen. Gewissermaßen schob sich eine Schicht von zusätzlichen „Deutungs- und Regulierungsanweisungen“ über die – vermeintlich – „eigentlichen“ Regeln der Anstalt. Wie kam es dazu?

Wieder fand heraus, dass bei der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit dieses Heims zwei verschiedene Gruppen von handlungsanleitenden und sinndeutenden Wissensbeständen zusammenwirkten und eben dadurch zur Grundlage *gemeinsamer* Situationsdefinitionen wurden. Einerseits gab es das Wissen des Personals um die Aufgabe und Geschichte des Heims, um die dort anzuwendenden pädagogischen und sozialpsychologischen Theorien, desgleichen um jene Sachzwänge, unter denen Personal und Heimleitung standen. Andernteils war da der ganz anders aufgebaute Wissensbestand der Insassen, den diese zur Konzertierung *ihrer* Sinndeutungen und Handlungen benutzten, den aber auch das Personal kannte und bei seinem Handeln in Rechnung stellte. Anhand des ersten Wissensbestands wurden vom Personal und von den Außenstehenden die „eigentlichen“ Zwecke des Heims sich selbst vor Augen geführt und die im Heim ablaufenden Handlungen *formal geplant*. Anhand des zweiten Wissensbestands aber wurden die im Heim *tatsächlich vorgenommenen* Handlungen *sowohl* von den Insassen *als auch* vom Personal gedeutet, eingeschätzt und gehandhabt. Bei diesem zweiten Wissensbestand handelte es sich um eine Menge von Regeln, auf die sich Insassen und Personal als „alltagspraktische Experten“ der Ordnung des Resozialisierungsheims mit durchaus unterschiedlichen Worten bezogen, die sich in der Beobachterperspektive aber systematisieren ließen. Im konkreten Fall ließen sie sich in acht alltagspraktischen Regeln zusammenfassen. Sie gaben an, wie mit den Grundregeln und den situationserzeugten Bedingungen im Resozialisierungsheim gerade dann umzugehen war, wenn ein Insas-

se als „wirklich kompetentes Mitglied“ dieser Ethnie gelten wollte. Tatsächlich handelte es sich bei diesen Regeln um einen – analog zu einem „Dresscode“ zu verstehenden – Code von Präferenzregeln. Rein theoretisch konnte man zwar auch anderen Präferenzregeln folgen, etwa jenen, die dem „offiziellen Zweck“ des Heims dienten. Wer aber nicht ausgegrenzt werden wollte, der hatte genau *diesem* Verhaltenscode zu folgen, also nicht die Grundregeln, sondern einen ganz bestimmte Satz an Präferenzregeln als für alle praktischen Zwecke unverfügbar hinzunehmen.

Konkret ergaben sich die für die Insassen akzeptablen und vom Personal als selbstverständlich in Rechnung zu stellenden Handlungen aus der Schnittmenge der Grundregeln des Resozialisierungsheims und den folgenden – bei Strafe der Ausgrenzung – *unverfügbaren* Präferenzregeln: Verpfeife niemanden! Gib nie zu, etwas Ungehöriges getan zu haben! Schenke dem Personal kein Vertrauen! Nutze die anderen Insassen nicht aus! Teile, was du hast, mit den anderen! Hilf den anderen Insassen! Komme anderen Insassen nicht in die Quere, wenn diese ihren eigenen Interessen nachgehen! Zeige stets Loyalität gegenüber den anderen Insassen! Vor dem Hintergrund verbindlicher Grundregeln etwa über den Tagesablauf und die Möglichkeiten freien Ausgangs benutzten Insassen und Personal genau diese Regeln zur Beschreibung von als normal zu erwartenden und normalerweise vorzunehmenden Handlungen. Also nutzte man sie auch zur Typisierung von „abweichendem“ Verhalten. Nach Maßgabe dieser hier und jetzt unverfügbaren Präferenzregeln konnte „abweichendes Verhalten“ somit gerade in der exakten Befolgung (!) der „eigentlich“ im Resozialisierungsheim vorgesehenen (!) Regeln bestehen. Entsprechende strategische Kontextbildung, nicht selten gefolgt von praktischer Degradierung in der internen Hackordnung, gelangte etwa zu folgender Typenbildung von Abweichlern: Ein „kiss ass“ war etwa jemand, der dem Personal zu nahe kam; ein „snitcher“ ein Informant des Personals unter den Insassen; ein „sniveler“ jemand, der sich zu viel beklagte und zu nachdrücklich nach besserer Behandlung durch das Personal verlangte. Verhaltensweisen, die zu solcher Typisierung Anlass gaben, registrierten die Insassen aufmerksam und belegten sie mit Sanktionen, setzten also die soziale Geltung der – mit Blick auf den Zweck des Heims: ganz kontraproduktiven – Präferenzregeln durch. Von diesen Regeln, den aus ihnen abgeleiteten Informationen sowie den von ihnen indizierten Wissensbeständen sprachen Insassen und Personal sogar als „the code“, und zwar wirklich nicht anders, als wenn – unter freilich anderen Umständen – von einem „Dresscode“ die Rede ist.

Dieser Code wurde natürlich nicht in der Weise erlernt, dass man einem Neu-ling unter den Insassen oder dem Personal eine der obigen Liste ähnliche Aufstellung der im Resozialisierungsheim zu beachtenden Präferenzregeln vorgelegt hätte. Den Code lernte man vielmehr so kennen, dass einem Neu-ling immer wieder konkrete Ereignisse unter Bezugnahme auf den als interpretationsleitende Selbstverständlichkeit *angedeuteten* Code dargestellt, bewertet und hinsichtlich der ihnen zugehörigen Sanktionen verdeutlicht wurden. Das geschah unter Nutzung der –

von der Ethnomethodologie herausgearbeiteten – Darstellungstechniken, etwa indem anhand konkreter Situationen Normalformen kompetenten Handelns sowie inakzeptable Abweichungen vor Augen geführt wurden. Irgendwann war auf diese Weise so viel über den von kompetenten Mitgliedern erwarteten Verhaltenscode und seine akzeptable Anwendung gelernt worden, dass sich „der Code“ auch durch einfache Andeutungen situationsdefinierend ansprechen ließ. Was auch immer durch derartiges „Zitieren des Codes“ mitgeteilt wurde, diente dann als Kontext zur Deutung *weiterer* Szenen.

Gewiss verlangt das Erlernen eines solchen Codes nach erheblichen Anstrengungen und nach kompetenter Verwendung der – ebenfalls von der Ethnomethodologie herausgearbeiteten – Interpretationsverfahren. Vor allem muss man sich bei jeder Zitierung des Codes an eine ganze Menge einmal zuvor schon entsprechend gedeuteter Sachverhalte erinnern sowie diese zur hier und jetzt angemessenen *fallbezogenen Deutung des Codes* einsetzen. Nur auf diese Weise lässt sich nämlich die Kompetenz zur situativ angemessenen Verbindung von vorliegendem Handlungstyp und interpretierendem Kontext erwerben. Und selbstverständlich kann auf eben diese Weise auch retrospektiv der Sinn früher unverstandener Handlungen oder von zuvor unbegriffenen Zitierungen des Codes werden. Ist aber erst einmal eine solide Kenntnis jener Wissensbestände, Deutungsschemata und szenischer Praktiken bewirkt, die einem so vielschichtigen Regelwerk angemessen sind, dann ist wirklich *kompetente* Mitgliedschaft in der Ethnie jener erworben, die – in gleich welcher Rolle – zu dieser Organisation gehören. Dann sagt einem kompetenten Mitglied jede situationserzeugte Bedingung und jedes einzelne Ereignis, interpretiert anhand des Codes, *viel mehr*, als ein Außenstehender zu erkennen oder zu erklären vermöchte. Wer aber nach einiger Zeit immer noch nicht auf diese Weise „den Code“ in Rechnung stellt, ihn also weder erlernt noch dessen Rolle richtig begriffen hat, der gilt zu Recht als ahnungslos, vielleicht dumm, nicht kooperationswillig, jedenfalls nicht als wirklich zu respektieren und bar des Anspruchs auf Vertrauen in seine Kompetenz und Zuverlässigkeit.

Je mehr man aber zum kompetenten Mitglied wird, umso mehr kann ein Zitieren des Codes nur noch *ganz selbstverständlich gewordene Hintergrunderwartungen bestätigen*. Wenn etwa ein Insasse abends in der Lobby des Heims laut alle Umstehenden fragte „Wo findet denn das Treffen statt, für das ich einen Ausgangsschein für die Nacht bekommen kann?“, so hörten Insassen wie Personal im Grunde die folgende Bemerkung: „Zu diesem Treffen gehe ich nicht deshalb, weil mich das vom Personal angebotene Programm interessiert. Ich will nicht kooperieren; ich bin kein ‚kiss ass‘. Ich gehe nur hin, weil ich Interesse an diesem Ausgangsschein habe und ihn anders nicht bekommen kann. Ich verletze also den Code nicht, bin kein von der Normalform von uns Insassen abweichender Typ“. Oder als ein Insasse vorschlug, eine Baseballmannschaft auf die Beine zu stellen, und der entsprechende Gruppenleiter ihn dann aufforderte, sich doch darum selbst zu kümmern, war die

Antwort: „Sie wissen doch, dass ich keine Mannschaft organisieren kann!“ – und der Gruppenleiter nickte. Nur ein Außenstehender konnte hier an der Organisationskompetenz des Insassen zweifeln. Jeder Insider aber hörte ganz klar: „Sie wissen doch, dass der Code mir eine Teilnahme dieses Ausmaßes an vom Heim gewünschten Tätigkeiten nicht erlaubt, und Sie wissen ebenso gut, dass ich nicht vom Code abweichend handelnd kann, solange ich bei Trost bin. Was fragen Sie mich also?“ Auf genau diese Weise *erschloss überhaupt erst der Code*, was Äußerungen und Handlungen wirklich bedeuteten, was also der *Sinn* der umgebenden sozialen Strukturen war. Anhand eines *anderen* Codes entschlüsselt, der in der hier relevanten Organisation aber gerade nicht anzuwenden war, hätte nämlich Vieles auch Anderes bedeuten können, wäre ein oft ganz anders akzentuierter Sinn für die umgebenden sozialen Strukturen entstanden, ja hätte sich auch ein *common sense* ganz anderer Art zwischen Insassen und Personal entwickeln können.

Tatsächlich reichte die Einsicht des Personals in die Notwendigkeit der Verwendung gerade *dieses* organisationsspezifischen Codes als Durchführungsmittel *aller* anschließend – wie es wünschte: störungsfrei ablaufenden – Handlungen sogar soweit, dass es allzu kooperationswillige und dabei sich unwissentlich „gegen den Code vergehende“ Neulinge unter den Insassen vor einer alsbald unausweichlichen Typisierung als „kiss ass“ warnte, damit faktisch den „eigentlichen“ Aufgaben des Resozialisierungsheims sowie dessen Regeln entgegenwirkte und so auch seinen (!) Teil zur entsprechend *anders* ablaufenden Sozialisation der Insassen und zur Stabilisierung gerade des *konterkarierenden* Codes beitrug. Faktisch war es so, dass die Regeln des *Codes* zu benutzen im Alltag als *normal* galt, während es als *abnormal* behandelt wurde, die „eigentlichen“ Regeln des Heims anders denn rein formal zu befolgen. Das ging so weit, dass auf den Code bezogene Darstellungsleistungen sogar ganz taktisch dazu eingesetzt werden konnten, die „offizielle“, praktisch aber nachrangige, Ordnung des Heims gegen die „inoffizielle“, tatsächlich aber vorrangige Wirklichkeit seiner Insassen auszuspielen. Gespräche wurden etwa ganz nach Belieben der Insassen durch Verweis auf „den Code“ beendet oder umorientiert; das Personal wurde systematisch – und oft nicht einmal wider sein „eigentliches“ Wissen – anhand des Codes über tatsächlich ablaufende Vorgänge getäuscht; und die Mitarbeiter des Resozialisierungsheims trösteten sich immer wieder selbst durch verständnisvolles Zitieren des Codes über die Nutzlosigkeit jener Arbeit hinweg, für die sie doch bezahlt wurden.

Das wirklichkeitskonstruktiv Relevante an diesen Phänomenen lässt sich nun so zusammenfassen. Erstens gilt als „regular guy“, als kompetenter kultureller Kollege, wer den Code kompetent benutzt, also gerade von ihm her die „eigentlichen“ Regeln *interpretiert* und *entsprechend* sein eigenes Verhalten ausgestaltet. Wer umgekehrt gegen den Code – im Grunde nichts mehr als eine Menge von Präferenzregeln – verstößt, wird ausgrenzend typisiert und auch real ausgegrenzt, was eben diese Präferenzregeln und den Imperativ ihrer Befolgung *unverfügbar* macht. Auf

diese Weise erzeugt oder vergegenwärtigt der Code *weitere* Normalformen des Denkens und Verhaltens sowie auf gerade sie gerichtete konstitutive Erwartungen. Hierzu kommt es in Ordnungsgefügen, in denen unterschiedliche Gruppen unter zwar *nominell* gemeinsamen Regeln zusammenleben, in ihrem Alltagshandeln aber dennoch *distinkt* bleiben wollen oder sollen. Es handelt sich also um *sekundäre* Normalformen, wie sie für das Agieren *in den Grenzmarken* von Gruppen erforderlich sind, die zwar eine gemeinsame Lebenswelt, nicht aber die gleiche Perspektive auf sie teilen. Der Code vermittelt dann zwischen den unterschiedlichen Perspektiven, ja bildet sie gleichsam ineinander ab. Im untersuchten Resozialisierungshaus instruierte beispielsweise der Code sowohl das Personal als auch die Insassen darüber, wie Insassenverhalten aus der Perspektive der Insassen aufzufassen sei, leitete also die Wahrnehmung und Interpretation von *deren* Wirklichkeit. Insgesamt diente der Code als von kompetenten Heimmitgliedern routinemäßig beherrschte „folk sociology“, die in für alle praktischen Zwecke ausreichender Weise das im Heim auftretende Verhalten der Insassen erklärte. Dabei stimmte das Personal den Regeln des Codes zwar nicht zu, kannte sie aber und stellte sie als „einfach zu berücksichtigende Tatsache“ in Rechnung. An solchem Verhalten zeigt sich, wie komplex jene Prozesse sind, in denen anhand von Regeln soziale Ordnung – und eben oft genug solche „mit doppeltem Boden“ – hervorgebracht wird. D. Lawrence Wieder und Don H. Zimmerman formulierten dies einst so: „Instead of ‚predicting‘ behavior, the rule is actually employed as an *interpretive device*“.⁹⁸

b. Von Präferenzregeln zu Mythen und Narrativen

Mit den an ihm beschriebenen Zügen ist das von Wieder untersuchte Resozialisierungshaus durchaus keine Ausnahme. Derartige „Insassencodes“ sind nämlich *allenthalben* in ordnungskonstruktiv gleicher Weise aufzufinden sind: in Internaten und Klöstern, in Betrieben und Verwaltungsbehörden, in Parteien und militärischen Truppenteilen.⁹⁹ In ähnlicher Weise funktionieren soziokulturelle Alltagscodes als *faktisch* unverfügbare Präferenzregeln in Institutionen und Organisationen aller Art, selbst wenn sie – bei unveränderten Grundregeln – auch anhand *anderer* Präferenzregeln betrieben werden könnten. Niederlassungen desselben Unternehmens mit denselben Verfahrensregeln funktionieren etwa durchaus unterschiedlich in den USA und in Rumänien, auf Rügen oder auf Sizilien. Auch rein *von außen* herangetragene „folk sociology“ bleibt wirklichkeitskonstruktiv nicht folgenlos, wenn man sich zu ihr irgendwie verhalten muss. Oft genug folgt man dann sogar nur *angesonnenen*, doch nicht *folgenlos* zurückweisbaren Präferenzregeln und erscheint, beispielsweise, auf internationalen Tagungen gerade (!) als Deutscher mit

⁹⁸ D. L. Wieder 1974, S. 197.

⁹⁹ Ein dies reflektierender Forschungsbericht findet sich in D. L. Wieder 1974, S. 120-125.

einem sorgfältig (!) ausgearbeiteten Vortrag. Ähnlich geht man im politischen Alltag mit *Mythen* um („Dank unserer Tüchtigkeit hat sich hier ein Wirtschaftswunder vollzogen!“), mit *Dämonisierungen* („Wer stolz auf Deutschland sein will, verachtet andere Völker!“) oder mit *Stilisierungen* („Er ist ein Sozialist, also ein guter Mensch!“). Diese legen nämlich ganz besondere und eben *andere* Interpretationen und Handlungen im Rahmen des tatsächlich Möglichen und Zulässigen nahe, als man sie *ohne* einen bestimmten Mythos, eine bestimmte Dämonisierung oder Stilisierung bzw. im Besitz einer *Alternative* zum tatsächlich verwendeten Satz an Präferenzregeln vornähme. Und „große Narrationen“, ihrerseits besonders leicht zu Transzendenzrekursen und aus ihnen gespeisten Unverfügbarkeitsbehauptungen einladend, legen erst recht fest, wie welche kulturellen Muster miteinander zu verbinden, welche Regeln zu befolgen und was für Handlungen vorzunehmen sind – und zwar, obwohl das alles im Einzelfall auch recht anders kombiniert oder praktiziert werden könnte. Während sich beispielsweise vor 1945 das Deutschtum und seine Kultur gegen „welschen Tand“ und „liberal-dekadente Zivilisationen“ zu erheben hatten, ging es nach 1945 um das „Verlassen eines Sonderwegs“ und den „Anschluss an den Westen“; und während die Wehrmacht des kapitalistischen Faschismus nur Elend über Europa gebracht hatte, dienten antifaschistische Armeen, einer neuen Geschichtsperiode angehörend, umstandslos dem Frieden.¹⁰⁰

Zweifellos sind solche Präferenzregeln – kommunikativ organisiert als Insasencodes, Mythen oder Narrationen – ein „fait social“, eine – höchst folgenreiche – soziale Tatsache im Sinne Durkheims. Doch gerade hier ist leicht zu erkennen, dass soziale Tatsachen eben doch keine „Sachen“ sind, als welche *allein* sie Durkheim methodisch zu behandeln empfahl. Hugh Mehan und Houston Wood formulierten die Eigentümlichkeit eines solchen Codes von Präferenzregeln so: „It exists as an objective and external constraint within the reality [...]. But it obtains its facticity only from a *ceaseless body of reality work*“.¹⁰¹ Und D. Lawrence Wieder brachte dieselbe Einsicht auf die folgende Wendung: „It is much more appropriate to think of the code as a continuous, ongoing process, rather than as a set of stable elements of culture which endure through time“.¹⁰² Eben *diese* Eigentümlichkeit sozialer Tatsachen sowie jener Ressourcen, anhand welcher sie hervorgebracht, verwendet und stabilisiert werden, lassen sich sehr gut – und andernfalls eben viel schlechter oder gar nicht – dann erkennen und erklären, wenn man aus *ethnomethodologischer* Perspektive auf und in soziale bzw. politische Ordnungen sowie deren Konstruktionsprozesse blickt.

100 Näheres zu solchen Zusammenhängen findet sich im folgenden, von Sebastian Heer verfassten Kapitel über politische Mythen, Legitimation und Ordnungskonstruktion.

101 H. Mehan/H. Wood 1975, S. 146.

102 D. L. Wieder 1974, S. 186.

6. METHODEN UND FORSCHUNGSHALTUNG DER ETHNOMETHODOLOGIE

Wie geht man aber bei ethnomethodologischen Forschungen konkret vor?¹⁰³ Man fragt nach den konkreten Prozessen der Konstruktion, Reproduktion, Tradition, Modifikation oder Destruktion der jeweils lokal-situativ hervorgebrachten Ordnung und erhebt die über das alles Aufschluss gebenden Informationen; man fragt nach den kulturspezifischen Wissensbeständen und Deutungsschablonen, mit denen dabei als „Durchführungsmitteln“ (auch: „Ressourcen“, „handlungsleitenden Selbstverständlichkeiten“) der Wirklichkeitskonstruktion umgegangen wird und sammelt die dafür nötigen Daten; man wertet die erhobenen Daten entlang der analytischen Kategorien und Theoreme der Ethnomethodologie aus, wobei die klassische Hermeneutik meist der Königsweg ist; und man formuliert seine Antworten – wie natürlich auch schon seine forschungsleitenden Vermutungen – in einer spezifischen Beschreibungs- und Theoriesprache, zu deren Quellen unter anderem die Phänomenologie, die Sprachphilosophie, die Ethnologie und die Mikrosoziologie gehören.¹⁰⁴ Die zentralen Methoden der Datenerhebung umfassen dabei die teilnehmende und nicht-teilnehmende Beobachtung von szenischen Praktiken, die Analyse von Konversationssequenzen (etwa auf die dort sich niederschlagende Verwendung von Darstellungstechniken und Interpretationsverfahren), desgleichen mannigfache Inhaltsanalysen von Quellentexten, welche die Struktur von Wissensbeständen und die Dynamik diskursiver Dispositive erschließen, außerdem vielgestaltige Feld- und Laborexperimente zur Sichtbarmachung dessen, was bei einer Störung wirklichkeitskonstruktiver Prozesse geschieht, und obendrein Sekundäranalysen des einschlägigen ethnographischen oder alltagssoziologischen Schrifttums.

Bei alledem enthält man sich sämtlicher Urteile über die Angemessenheit, den Wert, die Wichtigkeit, die Notwendigkeit, die Praktikabilität, den Erfolg oder die Konsequenzen der in diesem Zusammenhang untersuchten Äußerungen und Handlungen.¹⁰⁵ Es interessiert an ihnen wirklich nur das Wie-es-gemacht-wird der Ordnungskonstruktion samt dessen Folgen, nicht aber irgendwelche „sachliche Richtigkeit“ oder „ethische Rechtfertigung“. Diese Forschungshaltung der „ethnomethodologischen Indifferenz“ geht einher mit „anthropologischer Verfremdung“: In eben der Haltung jener Fremdheit, in der Anthropologen oder Ethnographen gezwungenermaßen den Kulturen der von ihnen erforschten ethnischen Gruppen gegenüberstehen, wendet man sich ethnomethodologisch auch der *eigenen* Kultur sowie *deren* Transzendenzrekursen zu, um die für sie typischen Systeme des Wissens

103 Siehe hierzu auch den Abschnitt „Kritik der ethnomethodologischen Empirie“ in W. J. Patzelt 1987, S. 230-234; ihm geht auf S. 151-229 eine Auswertung der bis in die 1980er Jahre wichtigsten ethnomethodologischen Studien voraus.

104 Zu den Quellen der Ethnomethodologie siehe insbesondere R. A. Hilbert 1992.

105 Zur ethnomethodologischen Forschungshaltung siehe W. J. Patzelt 1987, S. 35-41.

und der Wahrnehmung, der Subjektformierung und der Habitusbildung sowie der auf das alles gegründeten wirklichkeitskonstruktiven Praxen empirisch ausfindig zu machen und verstehend zu erklären. Wer so vorgeht, kann sehr genau sehen, wie soziale und politische Ordnung entsteht, sich verfestigt oder verfällt – zunächst im Kleinen, dann im Großen.

LITERATUR

- Berger, Peter (1963): *Invitation to Sociology. A Humanistic Perspective*. New York.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1969): *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. New York.
- Bergmann, Jörg (2010): *Ethnomethodologie*. Stuttgart.
- Button, Graham (Hrsg.) (1991): *Ethnomethodology and the Human Sciences*. Cambridge.
- Churchill, L. (1971): *Ethnomethodology and Measurement*, in: *Social Forces* 50, S. 182-191.
- Cicourel, Aaron V. (1964): *Method and Measurement in Sociology*. New York.
- Cicourel, Aaron V. (1968): *The Social Organization of Juvenile Justice*. New York u.a.
- Coulon, Alain (1999): *Ethnomethodology*. Thousand Oaks.
- Cuff, Edward C. (1993): *Problems of Versions in Everyday Situations*. Washington, D.C.
- Durkheim, Emile (1998): *Les règles de la méthode sociologique*. Paris.
- Evans-Pritchard, Edward E. (1937): *Witchcraft, Oracles and Magic among the Azande*. London.
- Flick, Uwe et al. (Hrsg.) (2010): *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*. 8. Aufl., Hamburg.
- Garfinkel, Harold (1963): *A Conception of, and Experiments with „Trust“ as a Condition of Stable Concerted Actions*, in: Harvey, O. J. (Hrsg.): *Motivation and Social Interaction*. New York, S. 187-238.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N.J.
- Giddens, Anthony (1984): *The Constitution of Society. Outline of a Theory of Structuration*. Cambridge u.a.
- Göhler, Gerhard (1997): *Der Zusammenhang von Institution, Macht und Repräsentation*, in: ders. u.a. (Hrsg.): *Institution – Macht – Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken*. Baden-Baden, S. 11-62.
- Helsper, Helmut (2011): *Evolution und Recht*, in: Knoflacher, Markus (Hrsg.): *Faktum Evolution. Gesellschaftliche Bedeutung und Wahrnehmung*. Frankfurt am Main u.a., S. 247-258.
- Heritage, John (2008): *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge.

- Hilbert, Richard A. (1992): *The Classical Roots of Ethnomethodology*. Durkheim, Weber, and Garfinkel. Chapel Hill, NC.
- Juchem, Johann G. (1988): *Kommunikation und Vertrauen*. Ein Beitrag zum Problem der Reflexivität in der Ethnomethodologie. Aachen.
- Knoblauch, Hubert (2003): *Habitus und Habitusbildung*. Zur Komplementarität von Bourdieu mit dem Sozialkonstruktivismus, in: Rehbein, Boike u.a. (Hrsg.): *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*. Konstanz, S. 187-202.
- Kogon, Eugen (1975): *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*. München.
- Krieger, Joachim Edward (1998): *Zum Realitätsbegriff der Ethnomethodologie*. Frankfurt am Main.
- Leiter, Kenneth (1980): *A Primer in Ethnomethodology*. New York/Oxford.
- Luhmann, Niklas (1973): *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. 2., erw. Aufl., Stuttgart.
- Mehan, Hugh/Wood, Houston (1975): *The Reality of Ethnomethodology*. New York u. a.
- Merton, Robert (1993): *Die Eigendynamik gesellschaftlicher Voraussagen*, in: Topitsch, Ernst (Hrsg.): *Logik der Sozialwissenschaften*. 12. Aufl., Frankfurt am Main, S. 144-160.
- Ostrom, Elinor (1990): *Governing the Commons. The Evolution of Institutions for Collective Action*. Cambridge/New York/Victoria.
- Patzelt, Werner J. (1987): *Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags*. München.
- Patzelt, Werner J. (1989): *Alltagssoziologische Antworten auf offene Fragen der Erforschung politischer Kultur*, in: *Archives européennes de sociologie* 30, S. 324-348.
- Patzelt, Werner J. (1991): *Methoden politischen Sprechens: Das Analysepotential des ethnomethodologischen Ansatzes*, in: Latniak, Erich/Opp de Hipt, Manfred (Hrsg.): *Sprache und Politik*. Opladen, S. 156-186.
- Patzelt, Werner J. (1998): *Wirklichkeitskonstruktion im Totalitarismus. Eine ethnomethodologische Weiterführung der Totalitarismuskonzeption von Martin Drath*, in: Siegel, Achim (Hrsg.): *Totalitarismustheorien nach dem Ende des Kommunismus*. Köln, S. 235-271.
- Patzelt, Werner J. (2000): *Mikroanalyse in der Politikwissenschaft. Eine ethnomethodologische Perspektive*, in: Immerfall, Stefan (Hrsg.): *Parteien, Kulturen und Konflikte. Beiträge zur multikulturellen Gegenwartsgesellschaft*. Opladen, S. 223-253.
- Patzelt, Werner J. (2004): *Konkurrenz und Korruption als Kategorien des Politischen*, in: *Gegenwart der Renaissance I. Handeln zwischen ‚Virtù‘ und ‚Fortuna‘: Verfügbarkeit und Verantwortung*. Göttingen (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 20), S. 71-107.

- Patzelt, Werner J. (2005): Die Wirklichkeit beim Chorsingen – oder: Warum freut man sich auf Chorwochen?, in: *Intervalle. AMJ-Informationen* 2005/2, S. I-XI.
- Patzelt, Werner J. (2007): Institutionalität und Geschichtlichkeit in evolutionstheoretischer Perspektive, in: ders. (Hrsg.): *Evolutorischer Institutionalismus. Theorie und empirische Studien zu Evolution, Institutionalität und Geschichtlichkeit*. Würzburg, S. 287-374.
- Patzelt, Werner J. (2007a): Stimmung, Atmosphäre, Milieu. Eine ethnomethodologische Analyse ihrer Konstruktion und Reproduktion, in: Debus, Stephan/Posner, Roland (Hrsg.): *Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung*. Bonn, S. 196-232.
- Patzelt, Werner J. (2007b): Kulturwissenschaftliche Evolutionstheorie und Evolutorischer Institutionalismus, in: ders. (Hrsg.): *Evolutorischer Institutionalismus. Theorie und empirische Studien zu Evolution, Institutionalität und Geschichtlichkeit*. Würzburg, S. 121-182.
- Patzelt, Werner J. (2007c): Perspektiven einer evolutionstheoretisch inspirierten Politikwissenschaft, in: ders. (Hrsg.): *Evolutorischer Institutionalismus. Theorie und empirische Studien zu Evolution, Institutionalität und Geschichtlichkeit*. Würzburg, S. 183-235.
- Patzelt, Werner J. (2011): Die Allgemeine Evolutionstheorie und ihr Nutzen für die Sozialwissenschaften, in: Knoflacher, Markus (Hrsg.): *Faktum Evolution. Gesellschaftliche Bedeutung und Wahrnehmung*. Frankfurt am Main u.a., S. 217-246.
- Patzelt, Werner J. (2012): Quellen und Entstehung des „Evolutorischen Institutionalismus“, in: ders. (Hrsg.): *Parlamente und ihre Evolution. Forschungskontext und Fallstudien*. Baden-Baden, S. 9-45.
- Patzelt, Werner J. (2012a): Evolutorischer Institutionalismus in der Parlamentarismusforschung. Eine systematische Einführung, in: ders. (Hrsg.): *Parlamente und ihre Evolution. Forschungskontext und Fallstudien*. Baden-Baden, S. 47-110.
- Patzelt, Werner J./Demuth, Christian/Dreischer, Stephan/Messerschmidt, Romy/Schirmer, Roland (2005): Institutionelle Macht. Kategorien ihrer Analyse und Erklärung, in: Patzelt, Werner J. (Hrsg.): *Parlamente und ihre Macht. Kategorien und Fallbeispiele institutioneller Analyse*. Baden-Baden, S. 9-46.
- Pollner, Melvin (1974): Mundane Reasoning, in: *Philosophy of the Social Sciences* 4, S. 35-54; dt.: Mundanes Denken, in: Weingarten, Elmar/Sack, Fritz/Schenk-ein, Jim (Hrsg.) (1979): *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. 2. Aufl., Frankfurt am Main, S. 295-326.
- Pollner, Melvin (1975): „The Very Coinage of your Brain“. The Anatomy of Reality Disjunctures, in: *Philosophy of the Social Sciences* 5, S. 411-430.
- Schaffranek, Gerald (1984): *Alltagswissen, Institution und Sprachanalyse. Ein Beitrag zur wissenschaftstheoretischen Fundierung der ethnomethodologischen Konversationsanalyse*. Diss. Essen.

- Schütz, Alfred (1971): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten, in: ders. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze*. 3 Bde. Den Haag, hier Bd. 1, S. 237-298.
- Tyler, Tim (1974): *The Ethnomethodologist*, in: *Human Behavior* 3, S. 56-61.
- Voegelin, Eric (1966): Was ist politische Realität?, in: *Politische Vierteljahresschrift* 7, S. 2-54.
- Voegelin, Eric (2004): *Die neue Wissenschaft der Politik. Eine Einführung*, hg. v. Peter J. Opitz. München.
- Watzlawick, Paul (2006): *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen*. 10. Aufl., München u.a.
- Weingarten, Elmar/Sack, Fritz/Schenkein, Jim (Hrsg.) (1979): *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. 2. Aufl., Frankfurt am Main.
- Wieder, D. Lawrence (1974): *Language and Social Reality. The Case of Telling the Convict Code*. Den Haag/Paris.